

Ilse Bindseil

# Apropos Mathilde

Kurzroman

Dieser Text steht zum Download bereit unter  
<http://www.ilsebindseil.de/>

© 1995 Alle Rechte für diesen Text vorbehalten.  
Jegliche unautorisierte Nutzung ist untersagt.  
Autorisierung bedarf der Schriftform.  
Möchten Sie etwas nutzen, treten Sie bitte mit mir in Kontakt:

Ilse Bindseil  
Dieffenbachstraße 14  
D-10967 Berlin  
Tel. +49 (30) 692 55 44  
[kontakt@ilsebindseil.de](mailto:kontakt@ilsebindseil.de)

INHALT

I. Teil . . . . .	5
II. Teil . . . . .	23
III. Teil . . . . .	39

*Der unglücklichste Glücksucher ist der, der sein Glück bereits gefunden hat, es aber nicht erkennt. Die Welt ist für ihn leer. (Alexander)*

*Die schlechtesten Karten hast du, wenn du dich in jemand verliebst, in dessen Schöpfungsplan du nicht vorgesehen bist. Ja, wenn es Probleme gäbe, das wäre Schicksal. Aber so kommt einfach nichts zustande. (Gabriele)*

*Ich verliebe (ver-lie-bö) mich immer nur in Leute, die es nicht verdienen (ver-die-nön). Das gibt es nicht? Ich habe bloß den Richtigen (Rich-ti-gön) noch nicht ge-fun-dön? Daß ich nicht lache. Wo ich doch eine Finderin (Fin-dö-rin) bin! Die meisten haben keine Ahnung, was ein Finder (Fin-dör) ist. Kaum ist einer unterwegs, gilt er ihnen als verschwunden (ver-schwun-dön). Am liebsten würden sie Anzeige (An-zei-gö) aufgeben (auf-ge-bön). Vor allem die Deutschen tun sich dabei hervor. Woher sollen sie auch wissen (wis-sön), daß Finden (Fin-dön), nicht Suchen (Su-chön) das Prinzip des Unterwegsseins ist, kriegen (krie-gön) sie doch ihren Hintern (Hin-törn) nicht hoch. Ah, les boches! (Mathilde)*

# I. TEIL

## I

Zuerst schrieb sie bunte Ansichtskarten. »*Sans toi, j'ai froid.*« Ein Eisbär fror in seinem Fell. Nur ein dürftiger Schal war um seinen dicken Hals geknotet. Hätte ich genauer hingesehen, hätte ich gemerkt, daß er bereits Halsschmerzen hatte. »*C'est loin, chez toi.*« Es war weit bis zu mir, potztausend! Ich war allein, aber nach mir maß jemand die Entfernung. Da ich kaum Französisch konnte, schoben sich mir die Sätze direkt unter die Haut. Beinahe hätte ich mich selbst vermißt. »... *et ch'uis fauché.*« Das hätte mich warnen müssen. Aber ich war zu faul, im Langenscheidt nachzuschlagen.

Dann kam sie selbst, einen Schlafsack unter dem Arm. Nebenbei, sie hatte nicht vor, darin zu schlafen, sondern pflegte ihn dem zu borgen, der ihr sein Bett überließ, nach dem Motto, wenn du mal ein paar Tage in einem Bett schlafen willst, und für die unvermeidliche Gitarre über dem Rücken galt in etwa das gleiche. Ihre Nase war gerötet, ihre Augen blinkten wäßrig, und der Schal war kaum in der Lage, was in ihrem Hals rasselte, unter Kontrolle zu halten. Kurz, sie war stark erkältet, und ich konnte nicht umhin, ihr mein Bett anzubieten, sah sie doch aus, als hätte sie tagelang auf europäischen Bahnhöfen gefroren. Komisch, so weit war Frankreich nun auch wieder nicht.

Sie richtete sich häuslich bei mir ein; daß ich das zuließ, war ein Fehler, aber andersherum wäre es auch nicht richtig gewesen, denn niemand hätte mir den Willkürakt verziehen, ich mir am wenigsten. (Vor nichts hatte ich mehr Angst als vor schlecht begründeten Handlungen, da mußte ich gleich an Gott denken, die berühmte Schöpfung aus dem Nichts). Dabei war es nicht etwa so, daß sie

die kostbare Junggesellenatmosphäre zerstörte. Sie staubsaugte nicht, stellte die Waschmaschine nicht, ohne mich zu fragen, an und sortierte die Wäsche auch nicht falsch. Das Problem lag woanders.

Ich hatte mir eine Hose aus Nubuk-Leder gekauft, die war nicht nur etwas teurer, sondern sie bedeutete mir etwas. Sie war pflegeleicht und schmutzabweisend. Letzteres galt auch für Frauen, obwohl ich bezweifelte, daß Französinen die deutsche Kleidersprache verstanden, meine Französin speziell. Von Anfang an hatte sie ein begehrlisches Auge auf die Hose geworfen. Sie schreckte sie nicht ab. Im Gegenteil, sie hätte auch so eine Hose gewollt (am liebsten meine). Und ihr hätte sie ebensogut gestanden wie mir.

Physisch war sie nicht besonders beglückt. (Womit ich nicht behaupten will, daß ich es auch nicht bin, wegen der Hose.) Ihr Körper wies alles auf, was der europäischen Frau zur Schande gereicht. Er war mager, weil es zur Fülle nicht gereicht hatte, weich, weil auch das bißchen, was er aufwies, noch zuviel war, unkoordiniert, weil der Geist sich mit der mühsamen Aufgabe, den Körper zu durchdringen, offensichtlich überfordert hatte, so daß letzterer unbalanciert wirkte, gar nicht mal unbearbeitet und stumpf, eher renitent und irgendwie entgleist.

Wie jedes echte Lebewesen kümmerte sie sich nicht darum und entschuldigte sich nicht dafür. Sie war müde, hungrig, geil. Sie machte Klimmzüge, um an das ihre zu kommen. Dabei überlegte sie nicht, ob der unbeirrte Kampf um die Bedürfnisbefriedigung sie vielleicht in ein unvorteilhaftes Licht setzte. Wer hatte Lust, ihr sein Bett anzubieten, wenn sie schon darin schlief? Aber Imagepflege geht nicht über alles, und Liebe ist etwas anderes als Schönheit, jedenfalls wenn man nicht schön ist. Fragt sich bloß, warum ich trotzdem Probleme mit ihr hatte. Weder war ich selbst so schön, daß ich ihre Häßlichkeit nicht ertrug, noch mein Haushalt besonders kultiviert, so daß ihre Anwesenheit einem Stilbruch gleichkam. Aber sie strengte sich nicht an, das war es, was mich kränkte. Sie versuchte es nicht einmal. Dabei wollte sie natürlich genauso für voll genommen werden wie jemand, der sich Mühe gab (und es damit anderen ermöglichte, sich um ihn zu bemühen).

Später, als ich dank meiner unermüdlich köchelnden Wut bereits zu einem gewissen Standard im Erklären gelangt war, korrigierte ich mich. Es war ja keineswegs so, daß sie vegetierte, während ich mich entwarf. Um das glauben zu können, hätte ich gewisse Situationen auslöschen müssen, in denen es eindeutig umgekehrt war: sie lebte ihr (oder eigentlich mein) Leben, ich vegetierte. Wenn ich daran dachte, haßte ich sie, weil sie mit ihrer animalischen Natur offenbar dasselbe Lebensprojekt verfolgte wie ich. Ach, nichts ist anstrengender und

schafft größere Verbitterung, als wenn man Unterschiede behauptet, wo keine sind! (Aber das ist bereits aus dem Nähkästchen geplaudert.)

Manchmal sagte ich zu ihr:

Du warst eine nettere Gastgeberin, damals, als ich bei dir untergeschlüpft bin. Ich bin ein schlechter Gastgeber, ich weiß.

Ein *boche*, sagte sie verächtlich.

Ja, ein Boche, sagte ich.

Sie konnte unmöglich bei einem Boche bleiben wollen. Umgekehrt konnte ich mich unmöglich dazu bekennen, ein Boche zu sein, einfach so. Gespannt wartete ich darauf, daß sie ihre Tasche packte und ins schöne Frankreich, *la douce France*, zurückkehrte. Geduldig wartete sie, daß ich mich an sie gewöhnte.

2

Sie hieß Mathilde. Ganz schön altmodisch – und ganz schön gehässig von den Eltern, ihr den abgenutzten Namen der Heldin aus Maupassants Novelle *Der Schmuck* zu geben. Es waren kleinbürgerliche Kommunisten aus der Bretagne, die sonntags in die Messe gingen und ihre Kinder mit Ohrfeigen erzogen. Gott sei Dank waren sie tot.

Von Anfang an, fand ich, hatte Mathilde keine Chance gehabt, trotz Kommunismus und Apfelkuchen.

Sie haßte ihre Eltern, aber sie war stolz auf ihre lupenreine Biographie: Ich als Tochter eines Kommunisten (das ging gegen alles, was links war in Deutschland), ich als Bretonin (das ging gegen die Franzosen). Daß ihre Mutter ebenfalls kommunistisch gewählt hatte, galt ihr als Beweis für deren unterbliebene Emanzipation. (Meine Mutter? *Ah, mon Dieu!*) Als Angehörige einer Minderheit war sie gegen Zentralismus, jegliches pompöse So-tun-als-ob immun, nur nicht gegen das Als-ob der Rebellion. Als abtrünnige Katholikin hatte sie ihre moralische Pflicht erfüllt, und dazu war es nicht einmal nötig gewesen, aus der Kirche auszutreten (das taten nur Boches). Kurz, sie stand immer auf der richtigen Seite. Nur was sie in Deutschland wollte, war mir ein Rätsel. Vielleicht den Résistance-Wahn ihres Vaters noch einmal so richtig auskosten, ehe es dafür zu spät war.

Sie war mir in allem voraus, aber ich durchschaute sie (was nur eine andere Formulierung für denselben Sachverhalt ist, weiß Gott). Einmal passierte es mir, daß ich am Küchentisch saß und gedankenlos die Ansichtskarten betrachtete,

die ich gegen die leeren Marmeladengläser oben auf der Anrichte gelehnt hatte. Sie winkten mir zu, und ich holte sie herunter und sah sie mir eine nach der anderen an, besonders die französischen. Ich wage es kaum zu gestehen, es erfaßte mich eine solche Sehnsucht nach der Schreiberin dieser Karten, zugleich eine solche Sehnsucht nach mir! Sie kam in dem Augenblick herein und mit ihr ein Schwall frischer Luft von draußen. Ihr Gesicht war so blank wie bei manchen Kindern rabiater Mütter, nicht bloß gewaschen, sondern gebürstet, mit dem Bimsstein abgerubbelt: nackt. Mit einem Blick hatte sie die Situation überschaut. Wir verharrten eine Weile, sie in den Anblick meines Inneren, ich in den ihres Äußeren vertieft. Sie sah, daß ich mich mit ihr beschäftigte, und was hätte sie mehr gewollt? Aber sie triumphierte nicht, lächelte nicht einmal. Etwas lief falsch, das merkte sie sofort. Irritiert musterte sie mich. Ich warf ihr etwas vor, aber sie wußte nicht, was. Nur mühsam bezwang sie sich, daß sie nicht an sich heruntersah oder sich umblickte. Auf etwas mußte sich meine Abneigung, die sie mit Händen greifen konnte, ja beziehen lassen. Wie hätte sie zugeben sollen, daß ich ihr aus ihrer ganzen Person einen Strick drehte, daß sie mir als Mensch, mit Haut und Haarfarbe, im Wege war?

Sie schüttelte den Anflug von Selbstzweifel ab.

Ich war mit Gabriel aus, sagte sie (Ga-bri-öl, intonierte sie, als wäre er etwas Besseres als ich oder würde durch den französischen Kontakt geadelt). Dabei warf sie mir einen herausfordernden Blick zu, als wollte sie sagen: Deine Freunde wissen mich mehr zu schätzen als du.

Ach ja, sagte ich gleichgültig, wo seid ihr denn gewesen? War das Essen gut?

3

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß mein Freund Gabriel mit ihr besser zurechtkam als ich. Aber da war das Französische. Es machte, daß ich zum Glückspilz erklärt wurde, daß mir Don-Juan-Qualitäten beigelegt wurden, nur weil ich eine Französin beherbergte und sie nicht gleich in der ersten Woche das Quartier wechselte (auch später keine Miene machte auszugehen), daß ich scharenweise Besucher empfing, die auf ihren Pagenkopf einen Blick werfen und dem mit Rattenfänger-Eigenschaften ausgestatteten Ö-Laut lauschen wollten. (A-bön Sie gut ge-schla-fön?) Als die Tage ins Land gingen und kein Beweis für die unvermeidliche Beziehung zwischen ihr und mir sich ergeben wollte,

8

APROPOS MATHILDE



gewissermaßen der schwangere Bauch unserer Liebe, als kein Blick, keine Geste darauf hindeutete, daß die erotische Spannung zwischen uns stieg oder, fiebrig erwartet, sich bereits entladen hatte, differenzierte sich nicht nur das Feld der Verehrer, auch der Gegensatz zwischen ihnen und mir wurde geringer. Was Mathilde anging, so begriffen sie, hatten alle ihre Chance, ja vielleicht sie eine größere als ich; denn unverkennbar strahlte sie, wenn Bekannte aufkreuzten oder sie am Arm von einem von ihnen das Haus verließ – auf damenhafte Weise gezähmt, mit stolperndem Lachen das Klacken ihrer Absätze imitierend, mädchenhaft ausgelassen –, so als wäre sie der nervigen Mama, dem mürrischen Vater entkommen, der Vater oder die Mutter aber war ich. Andererseits war es heikel, sie wieder bei mir abzuliefern, spätabends oder nachts, war doch nichts Wesentliches passiert (so reimte ich mir die Dinge zusammen), aber Entscheidendes angepeilt worden. Was, konnte man sich fragen, wenn ich zum Nutznießer des aufgestauten Triebs wurde? Daß ich eine Abstaubernatur hatte, sollte ich vor Jahren schon bewiesen haben, als ich meiner Frau nähertrat, das heißt, sie von einem meiner besten Freunde ›übernahm‹. (Wie wir unsere Ehe gestalteten, war ja dann wohl unsere Sache gewesen.)

Ganz gleich auch, wie der Abend verlief, an seinem Ausgang war immer ich schuld. Wer konnte beurteilen, ob die Unterhaltung wirklich banal, die Körpersprache unerotisch, der emotionale Austausch unzureichend gewesen war, wenn ich bei der Heimkehr gewissermaßen hinter der Gardine wartete? Und dabei ging es noch nicht einmal um die Tatsache, daß ich Mathilde mein Bett abgetreten und, ihren Schlafsack mittlerweile bloß noch als Decke benutzend, auf zwei Polstermatratzen Zuflucht gefunden hatte, dem ausrangierten Sofa meiner Studentenjahre. Sie hätten ja auch ›zu ihm‹ gehen können, wer immer das jeweils war. Für Mathilde hätte ich trotzdem hinter der Gardine gestanden; sie ging davon aus, daß ich auf sie wartete (nicht sie vermißte).

Ein Urteil über die erotischen Chancen eines solchen Abends wurde durch ihr Benehmen erschwert, das nicht anders denn als vielversprechend bezeichnet werden konnte. Natürlich war die Unterhaltung niemals banal, sie war ja Französin. Beim körperlichen Ausdruck mußte es meiner Ansicht nach hapern, aber da sprang die Sprache in die Bresche, flötete es doch durch das Restaurant, daß es eine Art hatte und die Gäste sich umdrehten, den Glücklichen ausfindig zu machen, der den Abend mit einer Französin verbrachte. Und natürlich hagelte es *bises* zum Abschied, *bison*, hingehaucht rechts, *bison*, hingehaucht links, daß sich die Barthaare aufstellten und ein Lüftchen die erhitzten Wangen kühlte. Wie sollte sich angesichts einer so betörenden Sachlage der Stand der erotischen Dinge ermitteln lassen, zumal ihre Lippen immer kühl blieben?

Logisch, daß ich schuld war, wenn es nicht vorwärts ging. Ja, wenn ich nicht gewesen wäre. (Aber dann wäre sie auch nicht gewesen!) Wenn ich Mathilde nicht für mich beansprucht, mit Welch üblen psychologischen Tricks auch immer an mich gekettet, von denen, die ihr wohlwollten, ferngehalten hätte! Freilich, wer hätte sie dann gekriegt? Allein schon aus der Unbeantwortbarkeit dieser Frage hätte sich folgern lassen, daß das Ganze nicht so einfach war. Ich hatte nicht schuld, ich holte nur die Kastanien aus dem Feuer. Wer hatte denn ständig mit Mathilde zu tun? Wer spürte die Folgen am eigenen Leib? Seit sie bei mir wohnte, badete ich in Selbstmitleid. Wahrhaftig, Ohnmacht und Impotenz waren zu meinem Lebensgefühl geworden. Betrübt schielte ich zu meiner Lederhose hinüber. Wie hatte ich jemals geglaubt, daß sie den Feindkontakt verhindern würde. Feindkontakt! Früher hätte es mich bei diesem Ausdruck gegraust. Ich war schon ganz heruntergekommen, und ich träumte bereits auf französisch. Im Traum sah ich eine riesige Burg aus Pappmaché. *S'écrouler*, träumte ich: beim ersten Anrennen des Gegners stürzten die Mauern zusammen.

4

Bei ihrer Ankunft hatte Mathilde so gut wie kein Geld gehabt. Warum auch. Sie kam ja nur für ein paar Tage. Hatte sie gefragt, ob *ich* Geld hatte, als sie *mich* aufnahm?

Lumpen ließ sie sich dennoch nicht.

Ich lade dich ein, erklärte sie an einem der ersten Wochenenden. Was nicht hieß, daß es ins Restaurant ging, sondern sie zauberte ein Menu, drei Gänge, deren Herstellung, wie sie betonte, praktisch nichts gekostet hatte: Avocado ohne was, Hühnchen auf Vollreis und natürlich bretonischer Apfelkuchen. Die Unkosten (aber es gab ja keine) trug sie selbst, wenn auch eine dunkle Stelle blieb. Ich hatte sie bis dahin nie etwas bezahlen sehen. Sie kam in bewundernswerter Weise ohne den größten Teil dessen aus, was Geld kostete, Zeitung, Kino, Café, es sei denn, sie war eingeladen. Wie war sie an das Geld für das Hühnchen gekommen?

Während sie den Löffel schwang – ich mußte ihr beim Kochen zusehen, das war Teil der Einladung und brachte den Abend voran –, unterhielt sie mich mit den finanziellen Aspekten des Mahls. Es war gar nichts dabei, also handelte es sich um ein Wunder, und als solches wollte sie es gewürdigt sehen. Die Avocado hatte genau die richtige Reife, darum hatte sie sie praktisch umsonst bekommen,

kurz vor Marktschluß. Der Händler konnte sie ja nicht über das Wochenende aufheben, und die Deutschen kauften sie in diesem Stadium nicht mehr. Sie aß Avocado gewöhnlich mit Zitrone, das machte nicht dick, gelegentlich auch nur mit Salz so wie heute (offensichtlich hatte sie die Zitrone gespart). Den Naturreis hatte sie in meiner Speisekammer gefunden. Sie hatte sich gleich gedacht, daß sie mir einen Gefallen tat, wenn sie ihn verbrauchte. Ich sah nicht aus, als ob ich damit umgehen konnte, und wer wußte, wie alt er schon war (und wer ihn gekauft hatte). Genauso war es mit dem Dessert. Mußte es sein, daß die Äpfel, die mir meine alte Mutter ins Geburtstagspaket getan hatte, vergammelten? Sie waren bestimmt nicht gespritzt. (Und ob!) Also waren sie kostbar. Mathilde hatte ihr Duft inspiriert. Was sollte sie zum Nachtsch Herrliches bereiten? (*Préparer*, ich dachte an alles mögliche, sogar an einen Giftpfeil, dabei ging es bloß um die gewöhnliche Zubereitung in der Küche.) Bretonischen Apfelkuchen natürlich, ein Hauch von einem Kuchen, den man zu zweit nach einem sättigenden Mahl verdrücken konnte. Die Äpfel waren verschrumpelt, sie hatten Duft und Form von alten Quitten angenommen. Mathilde hatte sich ihrer erbarmt, das Schälen machte Mühe, aber was tat man nicht, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Was das Huhn betraf, nun ja – sie sparte, während sie es kunstgerecht anbriet, nicht mit Vorschlägen, wie man aus dem, was sich sonst noch in der Kammer fand, köstliche Mahlzeiten zauberte, für praktisch umsonst. Es hatte keinen verdächtigen Reifegrad, war vielmehr frisch, zart und so ausgiebig, daß man nachnehmen konnte, aber kein ganzes. Ich lernte, daß es beim Huhn keine besseren und schlechteren Stücke gab. Auf bretonische Art in der Kasserolle geschmort, waren sie alle gleichermaßen herrlich, ja die billigeren, ihrer Fett- und Geschmackseigenschaften wegen, unverzichtbarer als das trockene Brustfleisch. Ich erfuhr, daß es eine barbarische Sitte war, typisch *boche*, den Hühnern die Beine auszurupfen (lebendig?) und den Rest zu Hundefutter zu verarbeiten. Kannte ich ein Tier, daß von seiner Beute nur die Beine fraß? Im Schmortopf meiner Großmutter, den Mathilde mit einem Freudenschrei entdeckt und von Spinnweben und alten Fettkrusten befreit hatte (dieser Schmortopf, behauptete sie, hatte sie erst auf die Idee mit dem Hühnchen gebracht), befand sich ausgesprochen viel von dem, was die Deutschen für gewöhnlich nicht aßen, was aber das Beste war: Haut, Flügel, Gekröse. Da ich allenfalls ein tiefgefrorenes Hühnerbein kaufte, konnte ich das gar nicht beurteilen. Was das Huhn gekostet hatte und womit es bezahlt worden war, blieb letztlich im dunkeln.

Schmeckt's? fragte Mathilde. Ich fand, daß es so schmeckte, wie wenn man nach langer Vertrautheit mit chinesischer Küche plötzlich südchinesisch aß.

Herrlich, sagte ich.

Ansonsten wurde beim Essen nicht über das Essen geredet. Das war ein eiserner Grundsatz ihrer Großmutter, und Mathilde hielt sich daran. Während sie die Gänge einen nach dem andern ohne Verzögerung servierte, unterhielt sie mich. Das gehörte ebenfalls zu einer Einladung, wobei aber der Gastgeber den Gast mit persönlichen Sorgen tunlichst verschonte. Für ihn zu kochen rechtfertigte ja nicht, ihn zu mißbrauchen, allenfalls die eigenen Fähigkeiten zur Schau zu stellen, die aber bewährten sich am Allgemeinen. Mathilde brauchte keine Themen zu suchen. Da sie von Frankreich nach Deutschland hinübergewechselt war und in der glücklichen Situation zu vergleichen, gewann sie auch dem geringfügigsten Ereignis eine prinzipielle Note ab. Dieses Ereignis war – getreu der Maxime, daß man von einer persönlichen Erfahrung ausgehen sollte, um sie in einem zweiten Schritt zu verallgemeinern – in der Regel selbst erlebt, und hier konnte sich der Zuhörer schon auf einiges gefaßt machen. Denn Mathilde hatte ein Talent, Abenteuer anzuziehen, und schöpfte bereits nach kürzestem Deutschlandaufenthalt aus einem beträchtlichen Schatz. Freilich war alles sonderbar verfremdet. Sie redete von hier, aber es klang, als hätte sie es in Paris erlebt. Lügen war nicht ihre Sache, und sie erfand wohl auch nichts dazu, arbeitete höchstens das Relief heraus, übertrieb auch ein bißchen. Aber natürlich hätte ich als deutscher Gast viel lieber etwas über Frankreich gehört, und außerdem fühlte ich mich seltsam enteignet. War das meine Straße? Hatte das wirklich mein Nachbar gesagt? Wie konnte man sich, selbst als poetischer Mensch, in einer fremden Umgebung – immerhin der Lebenswelt eines andern – schon nach zwei, drei Wochen derart zu Hause fühlen, daß man im Ton einer Kindheits-erinnerung von ihr erzählte? Wenn es ans Verallgemeinern ging, geschah es wie im Rahmen eines bilateralen Vertrags zwischen Frankreich und Deutschland, wobei die jeweilige Tradition und Geschichte, der Nationalcharakter, die Sitten und Gebräuche wechselweise in Erscheinung traten. Die Aussagen waren aus grobem Holz, klar, einfach und wahr, ihre Rhetorik lateinisch, jeder Satz ein Gegensatz und bereits der erste ein Resümee, der zweite und dritte nicht weniger. Für mich waren sie wie mit dem Vorschlaghammer gearbeitet. Sie trafen, als hätte es Hiebe gesetzt. Auf der Ebene der Episode, des persönlichen Erlebnisses war dagegen alles so genial ineinander verwoben, daß ich gegen meinen Willen fasziniert war, süchtig nach mehr.

Mathilde ließ sich nicht bitten. Tatsächlich konnte sie nicht mit der U-Bahn fahren, ohne wenigstens drei aufwühlende Begegnungen zu haben, darunter mindestens eine, die ihr persönliches Eingreifen erforderte, das stets beispielhaft, gelegentlich mutig und immer veröffentlichungsreif war und in einem Fall

auch in die Zeitung kam, ich sage nicht, welche. Boulevard hin, Boulevard her, meinte Mathilde, wenn es den Menschen nur eine Lehre war. Vom Lernen hielt sie viel, wenn man es bewirkte. Vorbild sein, ein Beispiel geben hatte bei ihr etwas von der Wucht urchristlichen Zeugnisablegens. Sie entdeckte wie gesagt auch die Leute in meiner Straße neu, ja selbst die in meinem Haus lebten, die den Treppenaufgang mit mir teilten, auf demselben Absatz wohnten, mir gegenüber. Die Verständigung über sie gestaltete sich freilich schwierig, da ich nie wußte, von wem sie redete; Mathilde meinte, aus Bosheit, nur um die Unterhaltung zu hintertreiben und das, was sie an kommunikativer und sozialer Arbeit leistete, zu vernichten. Wurde nicht alles, was sie sich vertraut gemacht hatte, durch meine Begriffsstutzigkeit wieder fremd? Das war, wie soll ich sagen, eine zutreffende Unterstellung; denn wenn ich ihr auch zuhörte, wie gesagt nicht ohne Faszination, so sollte sie sich doch nicht einbilden, daß sie mich damit ködern oder gar zu ihrer Lebensform bekehren konnte. Zwar las ich beim Zahnarzt *Die Bunte*, und nicht ohne Beteiligung. Aber auch wenn es mir passierte, daß ich mich Stunden später noch mit dem Gelesenen beschäftigte, so schrieb ich darum noch lange keine Leserbriefe. (Sie schon.)

5

Es war unvermeidlich, daß sie sich hier und da nützlich machte. Sie kannte ja jeden, und ihr französischer Akzent trug Sonnenschein in manch elende Behausung. (Da sich alles in der Umgebung abspielte, hörte ich ihn an Tagen, wo ich später zur Arbeit ging, durch die geöffneten Fenster bis an meinen Schreibtisch). Wie ich ihren Erzählungen entnahm, bestand ihr besonderes Talent im Aufräumen. Dabei nahm sie sich vor allem der Gegenstände an, die bereits Monate, vielleicht Jahre nicht mehr angerührt worden waren, indem sie sie gewiß weniger mit Geschick als vielmehr mit Lebhaftigkeit von hier nach da rückte und damit den deprimierenden Eindruck beseitigte, sie wären samt und sonders auf dem Fernseher, der Anrichte festgewachsen, ein Abbild des desolaten Zustands ihrer Besitzer. Während sie so ein bißchen Ordnung machte, war sie nicht etwa stumm wie ein Fisch, sondern plauderte. Das wurde ihr hoch angerechnet, war doch genau dies der Hauptvorwurf an die Adresse der Pflegekräfte, die von den Sozialstationen geschickt wurden, daß sie den Mund nicht aufkriegten. Ich konnte mir die Unterhaltung vorstellen (und manchmal, wie gesagt, konnte ich sie auch hören). Wie bei ihren famosen Essenseinladungen

bediente Mathilde ihre Klienten mit einer unaufhörlich strömenden Folge von Kommentaren, die in Wahrheit Selbstgespräche waren, denn genau wie beim Kochen sprach sie auch beim Aufräumen am liebsten über ihr eigenes Tun, vermittelte es sich selbst und damit den anderen, denen sie auf diese Weise unentbehrlich wurde, eine rechte Quelle von Leben.

So verbrachte sie fast täglich einige Stunden in der Nachbarschaft, und ich brauchte an schönen Tagen bloß die Ohren zu spitzen, um ihren Standort zu ertauschen oder vielmehr zu erfühlen; denn mit der Unfehlbarkeit des Allergikers (des Idiosynkratikers) wußte ich das Timbre ihrer Stimme, die quasi philosophische Modulation ihres Geplauders von anderen Geräuschen zu unterscheiden. Dieser Tonfall hatte es mir vor allem angetan. Schon recht bald nach Mathildes Ankunft hatte ich ihr deshalb den Prozeß gemacht. Mathilde verfertigt ihre Reden, aber sie denkt nicht, hatte ich im Geist resümiert, ohne zu bedenken, daß ich für diese Anklage keinen Richter und kein Publikum finden würde, daß ich sie niemandem als mir selbst vortragen konnte. Sie erledigte auch nichts und wenn ich noch so stolz auf sie war. Im Gegenteil, je öfter ich mir den Satz vorsagte, desto mehr verkörperte er das Verhaßte und wurde selbst zu einer Quelle von Unbehagen. Was wäre zum Beispiel gewesen, wenn ich mich meinem Freund Gabriel anvertraut und zu ihm gesagt hätte: Du, Mathilde denkt nicht. Oder, hör mal, was ich herausgefunden habe. Oder, weißt du schon und stell dir vor! Gabriel war ein gutmütiger Mensch, der den Sinn menschlicher Äußerungen nicht von vornherein in Zweifel zog. Ob ich Mathilde für unintelligent hielt, hätte er sich unsicher erkundigt. Immerhin hatte er mehrere Abende mit ihr verbracht, und ihm war nichts aufgefallen. Aber Mathilde war nicht dumm, und überhaupt gab es nur einen einzigen Beweis für Dummheit: wenn man jemand anders dafür hielt. Nur, von ihrer unzweifelhaft vorhandenen Intelligenz machte sie bösen Gebrauch. Sie räsionierte. Das sah gewaltig nach Denken aus, dabei redete sie nur, und mehr wollte sie auch nicht. Für sie war Reden ein eigenes Tun, man tat es zu keinem andern Zweck, etwas anderes wäre ihr wie Mißbrauch vorgekommen. Ebenso war Tun etwas anderes als Reden. Man redete, und *es* begab sich; daher die vielen Abenteuer. Auf eine merkwürdige Weise war sie direkter als andere. (Von mir ganz zu schweigen.)

Wenn ich einen Staubsauger hörte, wußte ich, das konnte nicht sie sein. Staubsaugen liebte sie nicht, wahrscheinlich weil man dabei den Mund halten mußte (sie behauptete, sie müßte davon niesen). Aber sie war sich nicht zu gut dafür, den Feudel zu schwingen, wie sie sich überhaupt für nichts zu gut war, vorausgesetzt, man ließ ihr ihre Entscheidungsfreiheit und sie konnte machen, was sie wollte. Wo es Anweisungen hagelte, da ging sie nicht mehr hin,



und der Aggressor bezahlte seine Ansicht, er wäre Herr in seinem Haus, mit dem Verschwinden der Sonne, die ihm aufgegangen war. Aber wer in seine Abdankung einwilligte, wurde belohnt. Wie ein Gast durfte er sich fortan in seiner Wohnung fühlen, jedenfalls solange sie da war. War sie fort – und sie blieb nie lange und nie nur bei einem –, war er einsamer als zuvor, fast ein wenig fremd. Damit mußte er sich abfinden. Denn natürlich konnte er auch die Sachen nicht wieder an ihren alten Platz stellen, sie hätte es ja gemerkt. Allerdings hatte er eine Perspektive. Er war auf die Seite der Hoffnung gerutscht, freute sich auf Mathilde, sehnte sich nach ihrem Erscheinen. Während er im Lehnstuhl dahindämmerte, den sie energisch zum Fenster gerückt hatte (nicht damit er hinaus-, vielmehr ihr beim Aufräumen zusehen konnte), stellte er sich vor, wie es am nächsten Tag an seiner Tür kratzen würde, wenn sie den Schlüssel unter der Fußmatte hervorkramte, um ihn dann mit jener Ungeduld ins Schloß zu stecken, die auf Vertrautheit schließen ließ und ihm das Gefühl vermittelte, daß der triste Ort, an dem er sich befand, ein Zuhause war (wenn auch nicht seins). Bei dem Gedanken rappelte er sich unwillkürlich auf und guckte hinaus; vielleicht sah er noch, wie sie aus der Hintertür trat und mit ihrem ungleichen, so gar nicht graziösen, aber lebhaften Schritt den Hof überquerte, und die Sonne, die hier ohnehin nur stundenweise gastierte, ging ihm noch einmal unter. Morgen kommt sie wieder, sagte er sich.

So stellte ich mir die wundersame Wirkung von Mathildes Tätigkeit vor, und ihre Erzählungen bewiesen, daß ich mich nicht irrte. Abends überfiel sie mich bereits zwischen Tür und Angel mit Anekdoten aus dem Alltag ihrer Schützlinge, in Wirklichkeit Geschichten ihrer Erfolge, die mich schon längst nicht mehr täuschen konnten. Angestachelt von meiner Reserve, sparte sie nicht mit Andeutungen, wie sie in Zuneigung förmlich badete, wie sie Liebe gab und Liebe bekam.

Du warst nicht zu überhören, war dann alles, was ich sagte, und die hungrige Erwartung in ihrem Blick erlosch beziehungsweise wandelte sich in irritierte Feindseligkeit. Die ließ die Augen immer noch glänzen, aber ich dachte: Einmal bringt sie dich um, du wirst sehen, einmal bringt sie dich um.

6

Natürlich wurde Mathilde für diese Tätigkeiten entlohnt. Aber da die Bezahlung durch Zustecken geschah und der Lohn das Erwartete in der Regel über-

stieg (weil ihr Schützling, von ihrer Lebendigkeit bezaubert und beglückt von den jugendlichen Kräften, die sie aus ihm hervorlockte, ihr unbedingt etwas schenken mußte), da sie sich im Grunde über die Bezahlung eines von ihr schöpferisch, in eigener Regie, nach ihrem Gusto gestalteten Vor- oder Nachmittags wunderte (tatsächlich fühlte sie sich in jeder dieser fremden Wohnungen mehr zu Hause als bei mir), da sie sich selbst also eher als beschenkt denn als bezahlt empfand und übrigens ihr eigenes Tun mit tönenden Worten als ein Schenken interpretierte, nahm ich ihre Tätigkeit nicht ernst und glaubte auch nie, daß sie mit Geld umgehen konnte oder welches hatte.

Um jeden Anschein zu vermeiden, daß ich mit ihr einen gemeinsamen Haushalt führte, hatte ich mich daran gewöhnt, mich auf der Faust zu ernähren. Ich kaufte nicht ein, hätte ich es doch für zwei tun und damit zugeben müssen, daß ich von ihrer Existenz wußte. Statt dessen frequentierte ich die Imbißbuden der Umgebung. Am Anfang kaufte ich wenigstens noch Brot, und Mathilde schnitt reichlich davon ab. Sie war ein häuslicher Mensch. Allein essen zu gehen (das Geld zum Fenster rauszuwerfen) kam ihr nicht in den Sinn. Wenn nichts im Haus war, aß sie eben nicht. Aber nachdem sie einmal gefragt hatte: »Ist kein Brot mehr da?« – tatsächlich hatte sie so reichlich davon gegessen, daß wir keins mehr hatten –, stellte ich das Kaufen ein und frühstückte fortan beim Bäcker. Für mittags ließ ich mir gleich zwei belegte Brötchen einpacken, auf denen mit Butter nicht gezeit wurde, und nach der Arbeit machte ich beim Italiener oder Araber Station. Wenn mich spätabends der Hunger noch einmal überfiel, ging ich beim Inder oder Chinesen vorbei.

Auch wenn ich frei hatte, verließ ich das Haus. Sobald ich sicher sein konnte, daß Mathilde fortgegangen war, kehrte ich zurück und setzte mich an den Schreibtisch, der fatalerweise in ihrem (oder meinem) Zimmer stand. (Es war mir nach dem Auszug meiner Frau nicht gelungen, mich wie ein Teich über die ganze Wohnung zu verbreiten, sondern ich war mehr oder weniger in meinem Zimmer hocken geblieben.) Um die Mittagszeit aß ich die beiden Brötchen, die so lecker aufgepeppt waren, und erledigte dann, was es zu erledigen gab: Post, Bank, Schuhmacher und so weiter.

Muß ich erwähnen, daß einmal eins der beiden Sandwichs verschwand? Ich habe die Sache nie zur Sprache gebracht. Daß Mathilde hinter meinem Rücken nach Haus gekommen war, konnte ebensogut sein wie daß ich es in Gedanken gegessen hatte. Aber von da an kaufte ich nur noch eins, auch wegen dem Cholesterin, und war stets darauf gefaßt, es angebissen im Kühlschrank zu finden.

Wer nicht kocht, braucht nicht zu spülen. Wer nicht vom Brotlaib abschneidet, muß keine Krümel zusammenfegen. Meine Küche nahm das unbewohnte



Aussehen an, das mir meine Frau bei ihrem Auszug vorausgesagt hatte. (Sie fand, ich trauerte nicht, wie es sich gehörte, und wollte mir den Verlust ihrer Person möglichst plastisch vor Augen rücken.) Deine Küche wird veröden, so pathetisch hatte sie sich ausgedrückt, woraufhin ich die ersten Monate fanatisch, die späteren immerhin noch gelegentlich kochte. Jetzt, wo wieder eine Frau im Haus war, wurde die Prophezeiung wahr. Manchmal kaute ich noch, wenn ich die Wohnung betrat, und für einen Moment hing der Duft von Gebratenem in der Luft. Mathildes Blick warf mir die Wahrheit förmlich an den Kopf: sie hatte Hunger. Dabei hatte sie Geld, aber für zu Hause hätte sie nie eingekauft, es sei denn, ich hätte ihr das Haushaltsportemonnaie in die Hand gedrückt. Sie war Gast in meinem Haus, und nichts und niemand würde ihr diesen Status nehmen, selbst wenn sie verhungerte.

Erst später kam ich darauf, daß sie sich bei ihren Klienten durchfütterte. Wie oft geschah es, daß das Mittagessen nicht angerührt oder nicht aufgegessen wurde. Aufgetaut wurde es immer, aber da der Appetit fehlte, streikten die alten Leute oder hatten tausend Ausreden. Mathilde war sparsam. Außerdem war sie mit einer geradezu religiösen Achtung vor dem Essen auf die Welt gekommen. Sie würde nicht im Abfalleimer verschwinden lassen, was die Patienten verschmähten, und wie alle guten Köchinnen fand sie die Qualität der Fertiggerichte erstaunlich.

Manchmal dachte ich, ein Greuel war ihr nur, was Geld kostete, einen Tauschwert besaß. Alles, was ihr von ihrer Großmutter überkommen war, hatte keinen. (Man konnte sich getrost darauf berufen.) Die alten Leute, die sie pflegte, gaben ihr keinen Lohn, nur Geschenke. Für meine Wohnung, mein Bett bezahlte sie keinen roten Heller. Andererseits fand sie es über die Maßen kränkend, daß ich ihr ein Äquivalent für ihre Anwesenheit verweigerte, sei es in Form von Unterhalt, Gesellschaft oder Liebe.

7

Obwohl sich bereits die ersten Monate in die Zeitrechnung einschlichen, bestand ich immer noch darauf, Mathildes Anwesenheit als kurzen Aufenthalt zu interpretieren. Klar, daß die Situation allmählich unhaltbar wurde.

So klar war das auch wieder nicht. Aber weil ich mich nicht änderte, änderte sich die Situation. Irgendwie mußte die Wahrheit schließlich ans Licht. Der Zeitrahmen verschob sich, und der Widerspruch zwischen den Tatsachen

und meiner Interpretation wurde unübersehbar, zumal der eine oder andere Anspruch an mich herantrat. Die Verhältnisse pochten gewissermaßen auf Normalität und brachten mich in Zugzwang.

Ich geriet erkennbar ins Hintertreffen. Da ich Mathilde nicht brauchte, brauchte mich niemand mehr. (Früher hatte mich auch niemand gebraucht, aber da war es von mir ausgegangen.) Ich merkte es selbst vielleicht am stärksten: Dadurch daß ich Mathilde gegenüber keine – wie soll ich es nennen – Duldsamkeit aufbrachte, wurde ich unausstehlich. Meine Wohnung wurde unbewohnbar. Bald wohnt hier niemand mehr, dachte ich, wenn ich abends nach Hause kam (nicht nur Mathilde nicht).

Noch schlimmer war es, wenn Besucher sich hereindrängelten und den Blick über die zusammengeschobenen Polster mit dem darüber gebreiteten Schlafsack schweifen ließen und beim Karton verweilten, auf dem Pfeife, Brille, Buch und Aschenbecher ihren Platz hatten. Hatte der Kerl kein Bett? Mein Bruder, der im Auftrag meiner Mutter kam, war einfach entsetzt. Dabei konnte er gar nicht beurteilen, ob in der letzten Zeit ein Verfall eingetreten war. (Er imitierte die Sprache meiner Mutter, die die Amtssprache bevorzugte.) Er kam sonst nie und auch diesmal alles andere als freiwillig. Aber er begriff sofort, was los war, und ich ließ mich ins Bockshorn jagen von seinem sicheren Urteil, dem ein fester Schritt, ein ruhiger Blick korrespondierten.

Als würde ihm das Unbewohnte, gleichzeitig dauerhaft Unordentliche meiner Wohnung wie ein übler Geruch in die Nase steigen, durchmaß er das Wohnzimmer und machte nicht halt, bevor er nicht auf dem winzigen Balkon angelangt war. Wortlos betrachtete er den Baum, der seine Arme bis über den Balkon streckte.

Unsere Mutter sprach von Kommen, meinte er vorsichtig. (Immerhin sagte er ›unsere‹, sonst sagte er ›meine‹.)

*Ah bon*, sagte ich. (Mein Bruder konnte kein Französisch.)

Es ist nicht deinetwegen, sagte mein Bruder, jene unvermeidliche Floskel benutzend, die mich seit meiner frühesten Kindheit von der gefährlichen Illusion abgehalten hatte, daß etwas meinetwegen geschah. Unsere Mutter wollte eine langentbehrte Freundin besuchen und bei mir wohnen, oder vielmehr umgekehrt, bei mir wohnen und die Freundin besuchen. (So herum gehörte es sich.)

Noch nie in meinem Leben hatte ich meinem Bruder etwas erklärt. Entsprechend schwerfällig kamen mir die Worte aus dem Maul, jedes einzelne eine faustdicke Lüge:

Sie ist eigentlich kein Besuch.

Er warf mir einen Blick zu, der scharf wie ein angeschnittener Tischtennisball war. (Ich konnte meinen Bruder einfach nicht ernstnehmen.)

Ich habe sie nicht eingeladen, fügte ich hinzu.

Hast du etwas mit ihr?

Hätte ich nein gesagt, er hätte das Gegenteil geglaubt. So zuckte ich nur die Achseln. Wir Brüder hatten einander nie etwas anvertraut. (Kein Wunder, bei der Mutter.)

Mein Bruder verzichtete darauf, Mathilde kennenzulernen. Vielleicht hatte er Angst vor Frauen (und alle seine Hobbys waren echt).

Hals über Kopf reiste er ab und überließ mich meinem Schicksal.

8

Als Mathilde an dem Abend nach Hause kam, war ich emotional ausgehungert wie ein Frettchen und fand sie im Vergleich mit meinem Bruder geradezu vertraut.

Hast du Streß gehabt? (Ast du Streß ge-abt?) fragte sie und warf mir einen Blick zu, der mich an meine Mutter erinnerte: wenn ich als Kind erkrankt war und sie mich notgedrungen umsorgte. Bis ich wiederhergestellt war, blieben die mütterlichen Waffen gesenkt.)

Mein Bruder war da, sagte ich.

Bekam sie nachträglich einen Schreck? In meiner Bosheit hatte ich ihr nicht gesagt, daß Verwandtenbesuch ins Haus stand (und sie mit ihm zusammen-treffen konnte). Ihr mußte klar sein, daß wir über sie geredet hatten. Während sie mit Opa Leutheuser oder mit Frau Landowski nichtsahnend um den Block spaziert war und danach eine gemütliche Teestunde mit ihnen verbracht hatte, hatte sie es mit zwei Gegnern statt mit einem zu tun gehabt, und ihre hiesige Existenz war womöglich ernsthaft in Frage gestellt worden.

Du hast einen Bruder? (Du ast ei-nön Bru-dör?)

In dem Moment sah sie so gottverlassen und rotnasig aus, daß es mir beinahe ans Herz griff.

Warum hast du mir nicht Bescheid gesagt? Wo er doch dein Bruder (Bru-dör) ist.

Offenbar empfand sie ihn als eine Art Reichtum, selbst wenn er in unserer verfahrenen Situation ein Schachzug war, von mir mehr oder weniger aus dem Ärmel gezaubert, und ansonsten unwillkommen und lästig. Ich wunderte mich

über ihre Anhänglichkeit. Hatte sie nicht selbst einen Haufen Geschwister, lebendige Beweise einer tadellosen katholischen Gesinnung, ansonsten samt und sonders mißraten und für sie nichts weniger als eine Beruhigung?

Ich würdigte sie keiner Antwort.

Warum ist er schon wieder weg (wie-dör wög)?

Ich schwieg, und in ihr Gesicht trat der untrügliche Ausdruck des Begreifens: Feindseligkeit.

Es war ihm peinlich, murmelte sie. Er döknt, du ast etwas mit mir. (Was für ein himmlischer Akzent!)

Ich war urplötzlich zur Versöhnung geneigt. Vielleicht war ich für einen Augenblick Mathilde: vom Bahnhof geflüchtet und wieder auf dem Bahnhof gelandet. Bei einem Freund Zuflucht gesucht, dessen Wohnung einer Obdachlosenpension ähnlicher sah als einem Zuhause und in der sie seelisch immerzu fror.

*Voyons, Mathilde*, murmelte ich und setzte mich neben sie aufs Bett. Hatte er, der zum ersten Mal diese Formel aussprach, jener Inbegriff eines Ehemanns, nicht auch eine schier unbegreifliche Nachgiebigkeit an den Tag gelegt? Hatte er für die Verachtung, die er bekam, nicht Liebe gegeben und seine Frau ihn nicht auf ihre Weise geliebt, jedenfalls wenn sie etwas von ihm wollte? Warum sollte ich Mathilde in den Kopf hämmern, was offensichtlich nicht hineinging? Wenn sie nicht sah, was man allerdings nicht übersehen konnte, daß sie mir und meinem Bruder und allen, die nach ihm kommen mochten, das Bett wegnahm, war eben nichts zu machen. Sie darauf zu stoßen wäre gleichbedeutend damit gewesen, sie rauszuwerfen. (Nach meinem Verständnis jedenfalls, wenn das jemand mit mir gemacht hätte.) Wenn ich aber nicht wollte, daß sie ging, mußte ich mich ihrer ausschnittshaften Sicht der Dinge fügen, kurz all dem, was ich an ihr haßte.

Mathilde hatte alles andere als Maupassants Schulnovelle im Kopf. Womöglich hatte sie sie nicht einmal gelesen. (Sie zog populärphilosophische Reflexionen vor.) Als die schwächliche Matratze, vom Doppelgewicht überwältigt, nachgab und wir unwillkürlich aufeinander zurutschten, tat sie, wonach ihr zumute war: sie rückte weg. Väterlichkeit, oder was immer sie dafür hielt, mochte sie nicht.

Erschöpft vom Verwandtenbesuch, allein und auf abschüssiger Bahn – da Mathilde zwar weggerückt, aber keineswegs gewichen war –, hatte ich ein Black-out, einen Filmriß, bei dem, Gott sei gedankt, nicht ich, sondern bloß die Zeit schwarz wurde.

Als ich wieder zu mir kam, lag mein Kopf in ihrem Schoß, meine Füße hatten auf dem Kissen Platz gefunden, ihre Finger – überraschend weiße, rundliche Finger, die an die Fronleichnamsträuße und Kommunionkerzen ihrer katho-

lischen Jugend erinnerten –, strichen mir mit behutsamer Leichtigkeit über den Kopf, und, wahrhaftig, sie schwieg.

Du ast gö-schla-fön, sagte sie, als ich mich unwillkürlich rührte, nahm aber die Finger nicht weg.

Ich wollte ihr sagen, daß ich ohnmächtig gewesen war, aber das klang zu dramatisch, obwohl ich mich partout an nichts erinnern konnte. So wühlte ich mich beruhigt ein wenig tiefer in ihren Schoß, wo es auf angenehme Weise nach nichts roch, weder nach ihren unzähligen Begegnungen noch nach meiner unbändigen Einsamkeit, weder nach gestern noch nach morgen, weder französisch noch deutsch, einfach nach nichts.



## II. TEIL

### I

An einem Sommerabend, wie er nur in der großen Stadt vorkommt, wenn der Duft der Linden den Autogestank des überstandenen Tages und das lichte Gemurmel der Cafégäste auf den breiten Trottoirs den brüllenden Lärm von Müllautos und Schleifmaschinen abgelöst hat – an einem solchen Sommerabend schlenderte Alexander, den niemand gern bei seinem Vornamen nannte, aber um keinen Preis etwa Alex oder gar Axel genannt hätte, durch die baumbestandenen Straßen seines Viertels und freute sich, daß er wieder da war. Erstaunt stellte er fest, daß er nur dann mit Behagen allein sein konnte, wenn beide Bedingungen zusammentrafen: daß es vor Fremden nur so wimmelte und er sich auskannnte. Er hatte immer gedacht, Fremdheit wäre die günstigste Bedingung für eine erfreuliche Einsamkeit. Aber er war dumm und unbedarft gewesen. Da er die Probe aufs Exempel soeben hinter sich gebracht hatte, konnte er von der Unerträglichkeit eines solchen Lebens ein Lied singen.

Er war noch ganz erfüllt vom Erlebnis seiner Heimkehr, dem Anblick der leeren Wohnung, in der seine Möbel herumstanden, aber sonst nichts. Beinahe scheu hatte er den Tramperrucksack und den Koffer in ein Zimmer gestellt und einen Augenblick lang das Gefühl nicht verhindern können, ein Eindringling zu sein, ohne Anspruch auf diese Behausung. Dann war er einmal durch alle Räume gegangen, hielt aber die Augen gesenkt, fest entschlossen, nicht zu sehen, was der fremde Kollege etwa angerichtet hatte. Hauptsache, er hatte nichts zurückgelassen (auf den ersten Blick, jedenfalls, nicht). Während er durch die Wohnung schlenderte, hatte eine solche Erleichterung, ein solches Glücksgefühl

sich in ihm breitgemacht, daß sogar er, der Gefühlsanalysen ablehnend gegenüberstand, sich eingestehen mußte: Offenbar hatte er mit dem Schlimmsten gerechnet, daß sie sich während seiner Abwesenheit in Luft aufgelöst oder – um den Rassismus, der in ihm schlummerte, einmal zu Wort kommen zu lassen – die Hausverwaltung sie an eine kinderreiche ausländische Sippe vergeben hatte, die sich, das sah man auf den ersten Blick, nicht so einfach vertreiben ließ (schon gar nicht von ihm).

Aber sie war da, sie war leer, sie war seine Wohnung. Erschöpft von soviel Erleichterung, unfähig, dem Gegenstand der überflüssig gewordenen Besorgnis noch länger standzuhalten, war er hinausgegangen, im Zuziehen der Tür nach dem Wohnungsschlüssel in seiner Jackentasche tastend, verwundert, daß die alte Gewohnheit zur Verfügung stand. Er wollte die Lage draußen inspizieren: ob es den Araber und den Inder noch gab oder sich vielleicht ein neuer, interessanter Imbiß dazugesellt hatte, zum Beispiel ein Vietnameser.

Mit Besitzermine musterte er die Cafés und stellte fest, daß das Gemurmel leiser geworden war. (Oder war es in Paris lauter?) Dabei hatte sich die Gästezahl nicht verringert; wäre auch schade gewesen, gewissermaßen ein Wertverlust für die Wohnung. Einige Läden hatten gewechselt, hin zu Tinnef. (Er zog die Augenbrauen hoch.) Aber der Araber war noch da, und der Inder hatte sein Lokal um zwei Schaufenster erweitert, Donnerwetter.

Er vergaß ganz, daß er auf den Imbiß nicht mehr angewiesen war. Er konnte kochen, wann immer es ihm beliebte. Er war wieder Herr in seiner Wohnung, auch wenn er dafür nach Paris gehen und fast ein Jahr lang hatte unglücklich sein müssen. Der Austausch mit einem französischen Kollegen erwies sich als *die* Lösung, da Frankreich das einzige Land war, wohin seine damalige Gefährtin, Geliebte, ›Bekannte‹ – wie die Hiesigen ein stark sexuell getöntes, ansonsten an emotionaler Unterernährung leidendes Verhältnis nannten –, selbst Französin, ihm nicht folgen mochte (oder konnte). Mit intuitiver Bosheit hatte Alexander damals herausgefunden, daß es nur einen einzigen Ort gab, der imstande war, ihn und Mathilde auseinanderzubringen: Frankreich. (Wahrhaftig, er hatte nicht mehr gewußt, wo ihr Bauch anfing und seiner zu Ende war, aber nicht aus Liebe.) Als er für einen Kollegen einsprang, der die ganze Sache angeleiert hatte und im letzten Moment zurückschreckte – pikanterweise, weil seine Lebensgefährtin ihn nicht begleiten wollte (oder konnte) und ihm das ganze Elend einer solchen Trennung aufgegangen war –, da hatte Mathilde zu ihm gesagt: Warum gehen wir nicht nach Italien (I-ta-li-ön)?

Das mußt du meinen Kollegen fragen, nicht mich.

Mit der Nonchalance des professionellen Lügners hatte er hinzugefügt:



Wenn er sich für Neuseeland oder Italien beworben hätte, würde ich nach Italien oder Neuseeland gehen. Wo ist das Problem?

Sie war zu stolz, um zu fragen, ob er sie mitgenommen hätte, zumal er beharrlich von sich redete. Er ganz allein hatte sich schließlich verpflichtet, erklärte er. Es wäre vermessen gewesen, angesichts vollendeter Tatsachen in den Pluralis Majestatis zu wechseln und auf einmal von ›wir‹ zu reden. Da er sie nie gebeten hatte mitzukommen, wohin auch immer, brauchte er sie nicht zu fragen, warum sie, die wie eine Klette an ihm hing, ihn ausgerechnet bei Frankreich im Stich ließ. Entschlossen, das Ende ihrer Beziehung als ein technisches Problem zu behandeln, die organisatorische Folge von irgend etwas (bloß nicht von einem Willen), tat er so, als ginge es auch für sie mehr oder weniger um eine Formalität. Wenn sie nicht mit nach Frankreich kommen wollte, dann hatte sie ihre Gründe. (So als hätten in ihrer Beziehung jemals Argumente gezählt!)

Woher hatte er aber gewußt, daß Frankreich für seinen auf Loslösung bedachten Willen tatsächlich *der* Ausweg war?

Er hatte es eben gemerkt, nicht hier und jetzt, sondern peu à peu, von dem Augenblick an – sie lag gerade auf seinem Bauch und sah ihm direkt in die Augen –, wo er zum ersten Mal den betreffenden Kollegen und sein Projekt erwähnt hatte. Sie war zusammengezuckt, als ginge es nicht um Frankreich, sondern um eine Französin. Da schon damals sein ganzer Verstand auf Kombination und Machination ausgerichtet war, hatte er die Frage nach dem Warum vermieden. (Nachher sprang sie noch über ihren Schatten!) Aber er konnte es nicht lassen zu sticheln: Es ist ja, als würdest du in Frankreich gesucht. Der Gedanke, daß er eine Kriminelle, womöglich eine Politische beherbergte, amüsierte ihn. (Zumal es so gut wie vorbei war.) Sie hatte ihn mit einer solchen Abneigung angesehen, daß er den Gedanken nicht weiterverfolgte. Statt dessen wälzte er sich über sie. Er wußte, daß auch eine erzürnte, eine verletzte und gekränkte Mathilde gegen ihren Bauch so wenig ankam wie er, auf Dauer, gegen seinen Kopf. Warum sollte er versuchen, auf der Ebene der Körper zu trennen, was auf dieser Ebene nicht zu trennen war? Kommt Zeit, kommt Rat. Formalitäten würden schaffen, wozu das Gefühl nicht imstande war.

So kam es auch. Ehe der französische Kollege vor der Tür beziehungsweise Alexander auf dem Bahnsteig stand und auf den Zug nach Paris wartete, hatte Mathilde ihren Krepel gepackt, sich die Gitarre auf den Rücken geschnallt, den ihm vertrauten Schlafsack unter den Arm gepackt und war verschwunden.

Er war ein Jahr nach Paris gegangen und – o Wunder – zurückgekehrt. Die Linden dufteten, und er konnte frei entscheiden, ob er zum Inder, zum Araber oder nirgendwohin ging.

In Frankreich war er ein Anhänger der gigantischen Supermärkte geworden, willens und in der Lage, die in ihnen vereinigten Annehmlichkeiten zu nutzen, das heißt, sowohl zu tanken als auch einzukaufen, einen Kaffee zu trinken und dazu einen in der Mikrowelle erhitzten Apfelstrudel zu verzehren sowie die Toilette aufzusuchen, und dies alles, nachdem er sein Konto mittels einer Geheimnummer aktiviert hatte, wenn er nicht einfach mit einem *chèque* oder seiner Kreditkarte bezahlte. Kühl bis ans Herz hinan, aber innerlich erhoben, hatte er samstags *Super U*, *Rond Point*, *Match*, *Géant*, *Leclerc* und so weiter angesteuert, auch *Intermarché* oder *Ecomarché*, nur um SPAR hatte er der heimatischen Assoziationen wegen einen Bogen gemacht. Er hatte sich mit Hilfe eines Zehn-Franc-Stücks eines Einkaufswagens bemächtigt – er, dem zu Hause, wenn es darauf ankam, immer die Mark fehlte – und ihn, ohne sich vor dem riesigen Warensortiment auch nur im geringsten zu erschrecken, durch die Abteilungen des stark unterkühlten Kaufpalasts geschoben, hier ein mit Plastikfolie umhülltes Baguette, dort eine Bonne-Maman-Konfitüre gewählt und für einen Munsterkäse, ein Stückchen Pastete angestanden. Er kaufte keinen neuen Aperitif, wenn er den letzten noch nicht ausgetrunken hatte, und wechselte nicht die Kaffeesorte, solange die alte sich bewährte. (Hunger auf Neues war ihm fremd.) Berge hochgetürmter *Action!*-Würste und *Promotion!*-Konserven blieben unangerührt. Aber er vergaß nie zu ersetzen und zu ergänzen, was ihm ausgegangen war: Butter, Tabak, Schinken und die *Gervais*-Röllchen fürs Dessert. Woran er in Deutschland vergeblich oder sagen wir mit schlechtem Erfolg laboriert hatte, das war ihm im Austauschjahr auf Anhieb gelungen: er war ein passionierter Junggeselle geworden. Kein typisch französischer, so wie ihn sich die Deutschen vorstellten, mit Sinn für Bistro-Romantik, 2CVs und *bricolage* als Feierabendbeschäftigung. Mit einem leidenschaftlichen Hang vielmehr zu Spiel-Shows, Tiefkühlkost und blitzblanken Cafeterias. Kurz, ein Amerikaner.

Diese Lebensweise hatte ihn über ihren eigenen Rahmen hinaus kein bißchen glücklich gemacht (im Gegenteil), aber beschäftigt. Sie hatte es ihm erspart, sich als geselliges Wesen zu betätigen, und trotzdem ermöglicht, sich zu versorgen. Sie hatte ihm auch die französische Sprache erspart; absurderweise indem er sie lernte. Nach ein paar Wochen konnte er die Zeitung verstehen, aber bis zum Ende seines Austauschjahrs keine normale Unterhaltung über sein Befinden führen oder eine anspruchslose Episode aus seiner Kindheit erzählen, geschweige denn mit Engagement und Lebhaftigkeit diskutieren. (Wie denn auch, woher denn auch, er hatte sich doch nie für etwas engagiert!) Dialekte erkannte er

nicht. Akzente – auch der eigene – sagten ihm nichts. (Er stammte aus Meppen und war überzeugt, daß man es ihm nicht anhörte.) Wortspiele waren ihm fremd, auf so etwas kam er nicht. Nicht ein einziges Mal stolperte er über die Tatsache, daß er sich in dem Land befand, in dem Mathildes Sprache gesprochen wurde, oder erinnerte sich daran, daß der traumhafte, eben französische Akzent in Deutschland als Passepartout zu Männerherzen galt. Er stellte sich auf den Standpunkt des Vorhandenen, und das war's.

Immerhin entwickelte er ein staunendes Interesse für die Französinnen. Nicht für solche vom Schlage Mathildes, sondern für jene durch und durch professionellen Geschöpfe, die die Kassen der Supermärkte besetzten, kühl und künstlich wie die Bonbonfarben ihrer Berufskleidung. Alexander (*Alexandre*) verstand sie nicht und fühlte sich nicht in sie ein. Sie weckten keine Sexwünsche in ihm. Seine Phantasien waren keineswegs von kleinen, lebhaften Frauen in rosa und hellblau, mit harten Brustwarzen und dem Anflug eines Schnurrbarts bevölkert. Aber sie gaben ihm dennoch das Gefühl, ein Mann zu sein.

Übrigens hatte auch Mathilde keine Sexwünsche in ihm geweckt, bevor ihr Bauch mit seinem diese seltsame Symbiose eingegangen war. (Wie es dazu kommen konnte, entzog sich nach wie vor seiner Kenntnis.) Wenn er einer Frau mit begehrliehen Blicken folgte, dann handelte es sich in der Regel um eine ausländische Reinigungskraft, eine ältere, müde Person, deren Körper er sich als eine Höhle dachte. (Kein Wunder, bei der Erschöpfung.) Und wenn er sich befriedigte, dann geschah das nachts nach dunklen Träumen und mit großer Heftigkeit und in äußerster Kürze, ohne jede Vorlage.

Die drahtigen Französinnen aber – die mit den fränkischen Voreltern – bestaunte er bloß und sorgte damit gewissermaßen für die spekulative Seite in seinem Leben. Alexander sah nicht auf den ersten Blick, wofür sie lebten, und umgekehrt war er ihnen herzlich egal. Aber sie ließen ihn gelten, auch wenn er kein kommunikativer Typ war, freilich ansehnlich und auf eine nette Art selbständig. Man kann auch sagen, sie ließen ihn in Ruhe, so wie die Tankstelle, der Supermarkt oder das Baguette in Folie. Er interessierte sich ebenso für die Kundinnen im Einkaufsstreß, die hochgetürmte Wagen samt Kleinkindern an der Kasse vorbeischoben, an der Hand den Ehemann – natürlich nicht wörtlich –, irgendwie turnten sie alle am Warenband herum, der eine von außen, die andern von innen. Alexander fand es nicht verkehrt, das Familienleben als Dienst und das dazugehörige Temperament als Dienstauffassung zu bezeichnen. Vielleicht war er ja an den Glücksansprüchen seiner Frau gescheitert, und Mathilde, ach, Mathilde hatte er von dem Moment an, wo er aufhörte, sie zu bekämpfen, einfach nicht mehr ernstgenommen. Komisch.

Die Erleichterung, wieder zu Hause zu sein, durchwärmte Alexander von innen. Von den überstandenen Strapazen war ihm eine Lebhaftigkeit geblieben, eine Lebendigkeit, über die nicht nur seine französischen Kollegen (wenn sie ihn denn gesehen hätten) gewaltig erstaunt wären, über die sich vielmehr auch seine deutschen Bekannten wunderten. Sich den Wind um die Nase wehen zu lassen tat doch gut, das sah man an Alexander, an der Herzlichkeit, die er ausströmte, der Wärme, mit der er den Leuten begegnete, der neuen Bedürftigkeit, die er, der Scheidungs-Junggeselle, der Frühvergeiste, mit kindlichem Stolz zur Schau trug: auch er war ein Mensch und brauchte die andern. Seine Augen hatten etwas Leuchtendes bekommen, woran sich niemand erinnerte, der ihn vor seinem Auslandsaufenthalt gekannt hatte. An seinem Pulloverärmel schmutzten die Frauen. Aus Frankreich hatte er einen gewissen Stil mitgebracht, der Autonomie, nicht Autismus verhiess. Die Nubuk-Hose verschwand in den hintersten Abteilungen seines Schanks. Er trug jetzt Pullover aus Merinowolle und feine blau-weiß gestreifte Hemden.

Gleich am Ankunftsabend, als er um die Häuser zog, mußte er sich verschiedener Annäherungsversuche erwehren. Er entledigte sich dieser neuen Aufgabe mit Anmut, so als wäre das Bedauern auf seiner Seite. Hier war jemand, der auf seine Integrität achten mußte: das war der Eindruck, den er vermittelte und der ihn interessant machte, jedenfalls für seine Zielgruppe.

Vielleicht täuschte er sich auch, und die Blicke der Frau am Nachbartisch galten dem Herrn hinter ihm, und die Unterhaltung, in die ihn die beiden Studentinnen zogen, an deren Tisch er als einzelner gelandet war, mußte erst noch auf ihre libidinösen (nicht normal-menschlichen) Elemente untersucht werden. Aber er hatte es so und nicht anders erlebt. Unter den Rippen seines schwarzblauen Mariners hatte er sich behaglich gerekelt und, bevor er in die kühle Nachtluft hinaustrat, noch allerseits einen schönen Abend gewünscht, dabei – so kam es ihm vor, obwohl er sich selbst über seine Attraktivität je nach Gelegenheit die unterschiedlichsten Meinungen bildete – einen so rührenden Anblick geboten, daß das halbe Lokal am liebsten mitgegangen wäre. Trotz der vorgerückten Stunde hatte er einen kleinen Umweg gemacht, aus schierer Lebensfreude beziehungsweise (da auch das reine Glück ein vielfältig zusammengesetzter Prozeß ist) um zu prüfen – ganz simpel: Blick zurück –, ob ihn auch niemand begleitete. Daß man ihn angeschmachtet hatte, saß wie eine Haut, und angeschmachtet fühlte er sich immer noch. Vor seinem Haus hatte er die leere Straße hinauf- und hinuntergeschaut und dann beruhigt die Tür hinter sich zugemacht.

Seine Wohnung nahm ihn bereitwillig auf, ohne ihn vor lauter Schwung sogleich wieder retour zu schicken. Es war herrlich draußen. Aber man mußte auch nach Hause kommen können. Dann ging man am nächsten Tag um so lieber wieder raus.

4

Bezüglich Mathildes bildete Alexander in diesen hitzigen Zeiten sich eine einfache Theorie. Wenn er seine neue Lebendigkeit betrachtete, dann war er überzeugt, damals, in den grauen Zeiten vor seinem Auslandsjahr (»mein Auslandsjahr«), war er restlos tot gewesen. Mathilde, das war ein Synonym für Totsein. (Seine Frau Inge war eher ein Synonym für Totschlagen gewesen; mit Worten, versteht sich.) Er stand jetzt ganz auf der Seite seiner Kumpel, die ihn seinerzeit scharf kritisiert hatten. Mathilde war einfach nichts für ihn gewesen. Die Ambitionen seiner Freunde konnte er im Rückblick freilich nicht ernstnehmen. Da hatte er in der Zwischenzeit doch zu viele französische Frauen erlebt.

Bedauerlich nur, daß Mathilde – wo war sie übrigens geblieben? – gewissermaßen den Schlüssel zu seinem Bauch besessen hatte. Alexander wußte nicht, ob das abgeschlossen war und wie er es bewerten sollte. (Tatsachen konnte man eben nicht bewerten.) Aus Frankreich rundum lebendig zurückgekehrt, tat er sich mit der Liebe immer noch schwer. Da er aber von den überstandenen Strapazen belebt, von der Heimkehr beglückt war, liebte er sich zum ersten Mal in seinem Leben, und nur törichte Menschen konnten das geringschätzen. Er war komplett und lebendig; warum sollte er die Liebe vermissen? Aber die Liebe vermißte ihn (und er Mathilde).

Gabriele (nicht Gabriel!) hieß das Problem. Sie arbeitete in Alexanders Büro und hatte ihn förmlich entdeckt. Kein Wunder, hatte er doch so etwas wie eine Persönlichkeit bekommen. Ja, hätte er nicht so urdeutsch, so ostelbisch kantig, so zugleich zierlich und stämmig, halt polnisch, tschechisch oder (ost)deutsch ausgesehen, man hätte sich glatt den französischen Akzent eingebildet. Ganz spurlos war das Jahr also doch nicht an ihm vorübergegangen.

Aber das war's gar nicht mal, was Gabriele, im übrigen die Frau eines andern, faszinierte. Das mochte Gabriels Problem mit Mathilde gewesen sein, den man bei Gelegenheit ruhig einmal nach ihrem Verbleib fragen konnte. Alexander war bislang davor zurückgeschreckt. (Und warum ausgerechnet Gabriel fragen.) Konfrontiert mit Alexanders unschuldiger Körperlichkeit, für die man freilich

einen Sinn haben mußte, entdeckte Gabi nicht nur jede Menge Trieb an ihm, sondern auch spirituelle Züge an sich selbst. Ohne diese Spiritualität wäre ihr an Alexander freilich nicht das geringste aufgefallen. Wäre wiederum Alexander nicht so behämmert unschuldig gewesen, sie, Gabi, wäre nie spirituell geworden. Und hätte sie ihm nicht ihren Trieb geliehen, er hätte keinen gehabt.

Im gleichen Atemzug entdeckte sie, daß ihrem Mann das eine, das andere und das dritte fehlte. Jeder Mensch, mit dem man schon länger aushielt, war ja hochgradig gemischt, und nur Verliebtheit konnte wahrhaft einzelnes entdecken; auch sich für einzelnes stark machen, zum Beispiel gegen den eigenen Mann, der vor lauter Wald die Bäume nicht sah. (»Alexander? Du spinnst ja.«) Nur Verliebtheit konnte das Ausgesonderte ergänzen, so daß – man höre und staune – der eine durch den andern sich vervollständigte (um nicht gleich zu sagen: vollkommen wurde). Damit Alexanders unschuldige Körperlichkeit wahr werden konnte, mußte Gabi also die entsprechende Spiritualität entwickeln, die daher zugleich Wahrnehmung und Wahrgenommenes, Empfindung und Empfundenes, seins und ihrs, also ein und dasselbe war. (Nur um einmal zu beweisen, daß die Liebe es jederzeit mit der Philosophie aufnehmen kann.)

Kein Wunder, daß Gabi sich zu allem in der Lage fühlte. Angestachelt von dem Eifer, Alexander, dem das noch gar nicht so recht zu Bewußtsein gekommen war, zu umgarnen, vollbrachte sie Enormes im Beruf, machte sich alle Männer zu Verehrern und trat endlich auch für ihn aus der Anonymität heraus.

Eine Zeitlang bildete Alexander sich ein, sie wollte seinen Horizont erweitern und ihm etwas beibringen, zum Beispiel daß man auch dann frei und selbständig sein konnte, wenn man in einer Partnerschaft lebte. Tatsächlich hatte er sich darüber noch keine Gedanken gemacht. Aber Gabriele wußte, wovon sie redete. Sie hatte schließlich einen Mann. (Alexander kam es so vor, als wäre ihm diese Tatsache klarer als ihr.) Unbefangen ging sie auf ihn zu, und er hätte sich als Ewiggestriger zu erkennen gegeben, hätte er etwas dabei gefunden. Untergründig wurde ihm eine weitere Erkenntnis vermittelt, des Inhalts, daß man sich auch dann auf eine Beziehung einlassen konnte, wenn man schon eine hatte. (Schließlich hatte nicht nur Gabriele einen Mann, auch er hatte Mathilde.) Bereits die erste Lektion verstand er nicht, war aber bereit, sich am weiblichen Vorbild ein männliches Beispiel zu nehmen, das heißt einfach zu folgen. Die zweite blieb ihm dagegen restlos dunkel. Man könnte auch sagen, was ihm an der ersten dunkel blieb, war eben die zweite.

Er brauchte sich auf seine jüngsten Fortschritte also gar nicht soviel einzubilden. Nicht nur standen sie bei jeder Bewährungsprobe in Frage, sondern andere – die nicht in Frankreich gewesen waren – taten es ihm nach. (Über seine



Auslöserfunktionen war er sich vielleicht am wenigsten im klaren.) Sie überholten ihn sogar. Wieder einmal hinkte er hinterher, mußte dafür aber nicht vorgehen, was ermüdete. Bereitwillig rechnete er Gabriele seinen männlichen Bekannten zu, denen er, seitdem er Mathilde mit Frankreich vertauscht und das Französische gewissermaßen sublimiert hatte, mit einfacher Herzlichkeit begegnete. Er hatte das Zwiespältige hinter sich gelassen, das horizontale Herumfuhrwerken statt der logischen Folge. (Wie gesagt, er folgte.) Wer ihm mit der alten Feindseligkeit begegnen wollte, fand den Ansprechpartner nicht mehr. Gabriele blieb es überlassen, einen Schritt weiterzugehen und auch die zweite Lektion an den Mann zu bringen. Dadurch wurde ihr gesamter Verstandes- und Gefühlsapparat so beansprucht, daß sie von Tag zu Tag hübscher, ja schöner wurde, sie, eine vor kurzem noch sprichwörtlich graue Maus!

5

Es wäre an der Zeit, sich über Alexanders Beruf zu verständigen. (Denn die Tätigkeit macht den Mann.) Welchen Beruf ertrug er, und welcher ertrug ihn? Wo konnte er sich ausgeben, ohne sich ausleben zu müssen? Wie kam es, daß er manchmal zu Hause arbeitete, aber meistens nicht? (Aber das war eine Frage für Gestrige.)

Es wäre auch wichtig wegen Gabriele. War sie Kollegin (oder Sekretärin)? Und ihr Mann, der Alexander ebenfalls kannte – »Ich glaube, du spinnst.« –, saßen sie alle im gleichen Boot?

Er hatte sich einen Beruf mit (weitgehend) geregelter Arbeitszeit und sicherem Arbeitsplatz ausgekuckt, wie seine Mutter ihn sich für ihren Sohn gewünscht hatte. Dabei konnte sie nicht sagen, worin er eigentlich bestand, so daß sie ihn trotz der vertrauenswürdigen Merkmale, die sie ausdrücklich guthieß, weniger besorgt als vielmehr enttäuscht war. (Sie hätte es deshalb auch ganz gern gesehen, wenn Alexander auf die Fresse gefallen wäre, aber natürlich nicht doll.) Es mußte ein Beruf ohne innere Wahrheit und Verpflichtung sein, befand sie, und meinte damit natürlich ohne echten Vorgesetzten, sonst hätte Alexander sich doch nicht in das französische Projekt seines Kollegen hineinziehen lassen, wie er beiläufig am Telefon erzählte, nur weil der aus ihm herauswollte. Es sei denn, die (aus dem Süddeutschen stammende) Mutter hatte keine Ahnung und es verhielt sich genau andersherum: erst das Unstete hatte Alexander auf die Höhe seines Berufs gebracht. Wenn man mithalten wollte, erzählte sie denn

auch bereitwillig den Nachbarn, mußte man einfach ins Ausland. (Gott sei Dank fragte sie niemand, warum.)

Wahrscheinlich gehörte Alexander zu jenen nicht eben seltenen Menschen, bei denen man niemals bis zum Privatleben vordringt, wenn man bei ihrem Beruf anfängt (nicht mal die eigene Mutter), und wenn beim Privaten, dann niemals bis zum Beruf.

Gabriele hatte in aller Unschuld, aber in einem unglaublichen Übergriff im Kollegen den privaten Menschen entdeckt. (Die französische Mode machte es möglich.) Nur, was hatte sie eigentlich gefunden?

Ihr Mann zögerte nicht, Gabriele einer Sünde zu zeihen, die er die deutsche Sünde nannte und, als deutsche, die Sünde der Frauen. Haarklein bewies er ihr, daß das Ausstaffieren eines fremden Menschen, wie er es nannte, unmöglich funktionieren konnte. Sein Argument lief kurz gesagt darauf hinaus, daß Gabriele nicht bloß in typisch weiblicher Fürsorglichkeit einer Person durch systematisches Zusammenklauben von deren unwesentlichen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß sie vielmehr, jenseits von Realismus und Gerechtigkeitssinn, die Mücke (Alexander) zum Elefanten (v)erklärte.

Was immer ihm einfiel, es baute den Konkurrenten auf.

Sein Problem war, daß er seiner Frau zwar sagte, was sie fühlen sollte, selbst aber, seitdem sie wie eine dicke, glänzende Gefühlsfliege um einen andern herumbrummte, überhaupt nichts mehr empfand. War das das Funktionsprinzip ihrer Ehe gewesen: daß sie für ihn fühlte? War auch das deutsch? Hatten sie es unausgesprochen immer so gehalten, daß sie sein Gefühlsapparat war (so wie andere einen Hörapparat hatten), und er war ihr Wegweiser? Jetzt ging sie voran, wenn auch unfreiwillig. Sie hätte es vorgezogen, wenn sie auch hier den Weisungen ihres Mannes hätte folgen können. Was passierte, war für ihn deshalb so ärgerlich, weil er Gabriele immer noch verstand und aus alter Gewohnheit mit ihr fühlte. So nickte er mehrmals, wo er hätte den Kopf schütteln müssen. Und reagierte deshalb so verständnislos auf ihre Wahl, weil Alexander ihr auch nichts anderes bieten konnte, als daß sie nämlich sein oder ihrer beider Gefühlsapparat war.

Müßig, sich so viele Gedanken zu machen. Schließlich hatte Gabriele nichts Geringeres im Sinn, als ihr eheliches Amt loszuwerden, um, wer weiß, außer-ehelich das gleiche zu übernehmen. Noch die feinfühligste Überlegung, wenn sie sie an ihre Ehe zurückband, konnte ihr daher nur lästig sein. Mochte es sich bei Alexander auch um den lächerlichsten Irrtum ihres Lebens handeln, so war er doch *ihr* Irrtum. (Sie bedachte nicht, daß das nur für den Ehestandpunkt galt, ansonsten war es ein Allerweltsirrtum.) Mochte er der dürftigste Mensch



sein, den der Planet hervorgebracht hatte (aber wie sollte er zu dieser herausragenden Stellung eigentlich kommen), so war er doch ihre Wahl (jedenfalls nicht die ihres Mannes) und der Gefühlsquatsch, den sie produzierte, unstrittig ihrer (solange jedenfalls, wie Alexander sich weigerte, mit ihr eins zu werden). Sie war in diesem Übergang und was ihren prekären Status als Noch-Ehefrau betraf, ihr eigener Gefühlsapparat, und damit basta.

In den Wogen der ehelichen Auseinandersetzung ging das Objekt beinahe unter (was einer realistischen Auffassung von ihm entsprach), und manchmal hatte Gabriele das Gefühl, mangels Gegenstand überhaupt nicht verliebt zu sein, so daß ihr Mann schon glaubte, sie hätte es überstanden. Aber wenn sie aus den häuslichen Kämpfen auftauchte – und sie ließ Federn dabei –, wenn sie also auftauchte, Marke gerupftes Huhn, dabei seltsam erfrischt, dann kam es ihr vor, als wenn sie in ihrem Leben noch nie einen Mann wie Alexander erblickt hätte, so ohne Anhang und Vergangenheit und ganz bei sich, in einem Wort: gesammelt. Mußte es ihr nicht vorkommen, als wenn er auf sie gewartet hätte, weil sie ihn verstand oder sagen wir eher ein Auge für ihn hatte? Freilich machte der Mangel an Verhältnismäßigkeit ihr angst, galt der Einsatz doch einer alles in allem kümmerlichen Person, wenn kümmerlich hieß, daß man das Wesentliche dazuerfinden mußte (und einen solchen Menschen lieben hieß, am Wesen mehr zu finden als an der Person). Erschauernd vor der gigantischen Kleinheit des Projekts, in dem ihr dennoch zum ersten Mal ihre eigenen Proportionen berücksichtigt schienen, beschloß sie, alles auf eine Karte zu setzen.

Und der Gegenstand der Auseinandersetzungen, das Kleinod, die Beute, kurz Alexander, Alexander der Ruhige, der Gleichmäßige, der In-sich-Gekehrte, aber neuerdings auch Spontane, Herzliche, Aufleuchtende, was war mit ihm? Spürte er das Kulissengeschlebe um ihn herum, profitierte er (natürlich unbewußt) vielleicht sogar von der Hitze der andern, die er nur zu reflektieren brauchte? (Das sparte Energie.) Und was tat er nun eigentlich beruflich (ebenso wie Gabriele samt ihrem Mann, nicht zu vergessen Gabriel und die ganze Blase)? War er Lektor, Redakteur, Informatiker, Berufsschullehrer, Übersetzer oder Werbegraphiker?

6

Als Alexander sich zum ersten Mal von Gabriele anfassen ließ, war die Gelegenheit günstig. Alexander – o Wunder – hatte sich mit einem Kollegen ge-

balgt, Gabriele sich eingemischt. Schweratmend stand sie vor ihm, stützte sich mit der einen Hand auf seinen gestreiften Unterarm und angelte mit der andern nach dem Locher, den er über den Kopf hielt; denn um dieses lächerliche Gerät war es gegangen (zwischen seinem Kollegen und ihm). Dann verlor sie im richtigen Augenblick die Balance.

Wäre sie ihm nicht bereits relativ vertraut gewesen, er hätte auch diese Gelegenheit vorübergehen lassen. Alexander liebte nichts Fremdes. Das war ihm mit seiner Frau so ergangen, die er schon ewig gekannt und zu einem willkürlichen Zeitpunkt geheiratet hatte, und so war es auch mit Mathilde gewesen, die sich in sein Leben gedrängt und die er schließlich zügellos geliebt hatte, ohne sich (oder ihr) im geringsten Rechenschaft abzulegen.

Nicht anders erging es ihm jetzt. Mit dem einzigen Unterschied, daß Mathilde eine obskure Rolle dabei spielte, was er Gabriele nicht vergessen konnte. Als sie, nachdem sie sich hatte auffangen lassen, ihrerseits ihn mit weichen Armen umfing und seinen Kopf mit mütterlicher Gebärde an ihre Brust bettete, da glaubte er einen Augenblick lang, in Mathildes Armen zu liegen. Die war zwar auch nicht knochig, aber weniger gepolstert gewesen, roch auch anders, nämlich höchstens nach Seife. Aber für eine momentane Verwechslung reichte die Übereinstimmung.

Die gute, alte Mathilde! Die trügerische Vorstellung, es handele sich um sie, zerfiel nach Sekunden. Mathilde hatte eine Eigentümlichkeit gehabt, die sich nicht kopieren, über deren Fehlen sich auch nicht hinwegsehen ließ. Es war nämlich so, daß sie sich beim Lieben nicht erhitzte, innerlich schon, aber äußerlich nicht. Ihre Finger blieben kühl, und ihr Bauch wechselte nicht auf das beklemmende Feld der Wärmflaschen hinüber. Ihre Wangen fingen nicht an zu glühen. Eher wurden sie blaß und zitterten ein bißchen. Das war nicht schön (aber echt). In der Umarmung mit ihr wäre Alexander nie erstickt.

Über diese höchst spezielle Einschränkung verfügte Gabriele nicht, und deshalb bekam Alexander sogleich eine asthmatische Beklemmung, als er sich an die weiche (warme) Brust gebettet fühlte, was ihn nicht hinderte, in Sekundenschnelle alle männlichen Empfindungen durchzuleben, die er lange genug entbehrt hatte und von denen er sich jetzt treiben ließ: auf der Suche nach Erlösung. Gabi nahm die widerspruchsvollen Regungen wahr, begegnete ihnen ohne Kleinmut und akzeptierte sie als Versprechen. Daß Alexander nach Luft rang, entging ihr nicht. Aber weder kam sie vor Sorge um, noch beging sie den Fehler, schlichte Atemnot mit dem Paroxysmus der Liebe zu verwechseln. Die Einsicht, daß das eine mit dem andern nichts zu tun hatte, hinderte sie indessen nicht, eine zutiefst mütterliche Freude zu empfinden, wie wenn ein Baby

weint und die Mutter ihm scheinbar herzlos zuschaut. Für sie ist der Anblick eine Freude.

Mochte die ästhetische Position, die Gabriele gegenüber Alexander bezog, erhaben oder trügerisch sein, sie ersparte es ihr, sich über Gebühr beeindrucken zu lassen. Aufruhr, wenn man ihn ernstnahm, erzwang Abbruch. Gabriele traute es sich demgegenüber zu, ihm einen Rahmen zu bieten, Alexander ein Halt zu sein, so daß er ohne Angst vor Ersticken lieben und ohne Angst vor Verlust – ersticken konnte. Ein bißchen mütterlicher Sadismus war wohl dabei, eine selbstherrliche Verfügung über das, was guttat, eine verdammte Nötigung. Wenn ihm die Luft ausging, dann spürte Alexander, daß er Gabi brauchte, sie war seine Luft.

Während er an ihrer Brust wühlte, teils zu entkommen, teils zu landen versuchte, zog Gabriele den Strick, den sie mit ihren Haut-, Kleider- und Gefühlsfalten um ihn legte, ungerührt ein wenig enger. (Sie gab ja acht, daß nichts passierte!) Es blieb Alexander, der nun wirklich fast erstickte, nichts anderes übrig, als das Angebot frommer Sterbehilfe anzunehmen und sich (mit dem Schwur, daß ihm das nicht noch mal passieren sollte) in den Wogen von Gabrieles weichem, weiblichem Rock zu verströmen.

7

Natürlich passierte es wieder. Aber Alexander besann sich auf seine Widerstandskraft. Vom Gipfel der Liebe ging es in langer Talfahrt bergab. Gabriele begriff erst später, daß die erste Umarmung das Ende eingeläutet hatte. Sie konnte es nicht fassen. Ich raff es nicht, sagte sie laut, so als könnte der saloppe Ausdruck ihr darüber hinweghelfen.

Gabriele war eine gute Ehefrau gewesen. Ihr erstes Bedürfnis trieb sie, ihren Mann um Rat zu fragen. Die Niederlage war überwältigend, Hilfe auf der Skala ihrer Lebensfunktionen gleichsam mit Leuchtschrift, in SOS-Rhythmen angefordert. Sie konnte gar nicht anders, als zu ihm zu gehen. Als sie aber in seinem sogenannten Arbeitszimmer stand, das Pfeifensammlung, PC, Tennisschläger und gelegentlich auch ihn selbst beherbergte, da hatte der Raum bereits einen so neutralen Ausdruck angenommen, der Geruch, den er ausströmte, war so eindeutig ein unbekannter Geruch (das heißt, nicht der von Alexander, mit dem Gabriele sich vermischt hatte), der Blick ihres Mannes so fremd, auf die Abwehr weiterer Zumutungen gerichtet, daß sie auf der Schwelle wieder umkehrte und sich fragte, wer sich nun eigentlich emanzipiert hatte, sie oder er.

Im Flur stand ein mannshoher Spiegel, noch aus Gabis Junggesellenzeit, den sie anders nicht untergebracht hatten. Wer das Zimmer ihres Mannes verließ, betrat gewissermaßen ihn. Sie hatten sich über den Effekt amüsiert, bis sie ihn nicht mehr bemerkten. Als Gabriele jetzt in Gedanken versunken die Tür zum Zimmer ihres Mannes hinter sich zuzog, erblickte sie im Spiegel eine unbekanntere Frau in fließendem Gewand und war entsetzt.

Wollte sie unter den Röcken gebären? Woher kam überhaupt der massige Eindruck, der falsche mütterliche Zug? Sie war weder dick noch dünn (dünn auch nicht), um die Hüfte nicht breiter als andere Frauen. Unter ihrem Kinn hatte sich jener doppelte Ansatz gebildet, der auf ein gewisses Alter, eine gesunde Körperhaltung und eine unbefangene Einstellung gegenüber dem Essen schließen ließ. Was sie befremdete, war nicht der eine oder andere Defekt – über die Proportionen ihres Untergestells, zum Beispiel, hatte sie sich nie die geringsten Illusionen gemacht (oder ihr Mann, dagegen gleichgültig, hatte sie ihr schmunzelnd genommen) –, sondern dieses Undurchdringliche, Flächige, so als wäre hinter dem Äußeren nichts als Entschlossenheit, ein geradezu physischer Wille, sich Platz zu schaffen.

Eheleute, auch die mit ihnen umgingen, zogen das Volumen des einen und des andern zusammen und teilten die Summe durch zwei. So kam das theoretische Gewicht des einzelnen heraus, theoretisch, weil der empirische Hintergrund die Zwei war. Durch diese wunderbare Rechnungsart glichen sich viele überflüssige Pfunde aus. Gabriele war wie ihr Name eher dreisilbig. (Wenn sie in Fahrt geriet, wurde Gabi daraus.) Wie sollte sie ohne die gewohnte Subtraktion von ihrem Mann (der eher lang als breit war) sich nicht monströs vorkommen? Und Alexander, der so bezaubernd war, weil er sich nie von irgend jemand subtrahieren lassen würde: Wie sollte der sie ertragen? (Wie sie um ihn freien?) Wie klappte das überhaupt unter den Menschen, wie war das so häufig gutgegangen?

In dem Moment hatte Gabriele ihr Spiegelbild hinter sich gebracht.

So nicht, sagte sie laut (wenn schon ihr Mann nicht mit ihr sprach, mußte sie es tun). Zwar hatte sie dies und das erreicht, wovon sie vor ein paar Wochen nicht zu träumen gewagt hätte. Alexander hatte sie drei- oder viermal geküßt, gewissermaßen sexuell. Aber sie hatte um jeden neuerlichen Kuß kämpfen müssen wie um den ersten. So ineinandergeschoben, kamen ihr die Szenen der Liebe, der ganze Liebeshandel kam ihr verächtlich vor. Was sollte ihr Alexander, wie kam sie überhaupt in seinen Roman? Zum ersten Mal erstand vor ihrem träumerischen Blick ein Bild vom Alleinleben, nicht als Akt, sondern als Zustand. Es war in sich stimmig, entwickelt aus der Logik des Todes, daher widerspruchsfrei,

aber alles andere als ermutigend. Was soll's, dachte sie vage, wenn man allein starb, mußte man auch allein leben können.

Soviel hatte Gabriele bereits angerichtet, daß sie das Ende als Befreiung empfand. Beiläufig würde es sie von ihrem Körper erlösen; sie streckte sich, als wäre es bereits soweit. Ohne noch an den Spiegel, überhaupt an Äußerlichkeiten zu denken, schnappte sie sich ihre Jacke, ihren Rucksack. Sie war zwar gerade erst heimgekommen. Aber sie mußte unbedingt raus. Es hielt sie nichts mehr zu Hause.

8

Sie merkte kaum, daß ihre Füße sie zurück ins Büro trugen, noch weniger rechnete sie mit Alexander. Bei ihrem Anblick ging jenes Leuchten über sein Gesicht, das sie mittlerweile zum Kronzeugen dafür anrief, daß sie es besser wußte als er. Dabei schob sie die Erinnerung an vergleichbare Situationen, nur mit anderen Beteiligten beiseite, wo sie es ebenfalls bemerkt hatte. Ein spöttischer Bekannter hatte es, gar nicht dumm, als Alexanders Beitrag zum Leben bezeichnet. Aber das, was es in Gabriele entzündete, war alles andere als vergleichbar.

Alexander glaubte grundsätzlich an den Zufall, und Zufall mußte es sein, wenn Gabriele so spät am Tag noch einmal aufkreuzte. Gabi empfand alle Sehnsucht der Welt. Es trieb sie vorwärts, irgendeiner Entscheidung entgegen. Äußerlich gelassen, machte sie sich an seinem Schreibtisch zu schaffen und nestelte dann an Alexanders Kragen, um ihm Gelegenheit zu geben, sie in die Arme zu schließen; denn man durfte um Gottes willen das Leuchten nicht ausgehen lassen. Wenn es nicht möglich war, in Besitz genommen zu werden, weil – wie sie erneut an Alexanders Zaudern erfuhr – dies eben nicht das Modell ihrer Vereinigung war, so wollte sie doch jenes andere nicht hintertreiben: in Besitz zu nehmen. Wahrhaftig, schwer war die Umwandlung von Licht in Wärme (oder so ähnlich)!

Hörte er das Zeter und Mordio in ihrem Innern? Er spürte die Wärme, die von Gabriele ausstrahlte, und empfand sie in diesem Moment als einen wohlthuenden Gegensatz zu jener kühlen Junggesellenatmosphäre, in der das Büro badete und die auch nicht ohne Reiz war. Darüber hinaus war er weit davon entfernt, Gabriele etwa für monströs zu halten, äußerlich oder innerlich. Frauen waren nun mal weiblich (und er war keine Frau). Ohnehin fand er die Debatte unange-

nehm, beinahe pornographisch. Wenn man den Standpunkt des Betrachtenden aufgab, um den des Beurteilenden einzunehmen, war man in der Liebe so gut wie geliefert.

Hilfesuchend streckte er die Hand nach ihr aus, obwohl er sich vorgenommen hatte, genau diese Geste zu unterlassen. (Es mußte ein Ende haben, sagte er sich.) Nichts auf der Welt hätte Gabriele hindern können, sie zu fassen und gerade so, wie es in den alten Romanen stand, an ihrem Busen zu bergen, hatte sie die Brücken doch hinter sich abgebrochen, und wenn ihr die Hand auch merkwürdig klobig, eher wenig ausgebildet als groß erschien, so war sie – wie sie mit einer gewissen Befriedigung über die Vereinfachung ihrer Lebensverhältnisse feststellte – doch das einzige, was sie besaß. Sie ergriff sie also mit der Tapferkeit, die es braucht, um das Unabänderliche zu akzeptieren, und in dieser man muß schon sagen Pose fand sie die Reinigungsfrau, die hereinkam, um den Papierkorb auszuleeren und die Berge schmutzigen Geschirrs zu spülen.

### III. TEIL

#### I

Nach meiner Rückkehr aus Frankreich geriet ich in Turbulenzen. Ich fing etwas mit Gabriele an, einer Kollegin, deren Mann ebenfalls bei uns arbeitete, und machte mir Vorwürfe; zumal es sich nicht um die Liebe meines Lebens handelte und die Sache den Schaden, den sie anrichtete, nicht wert war. Ich dachte sogar daran, wieder nach Frankreich zu gehen, aber nicht ernsthaft. Gerade in der ersten Zeit war ich moralisch gewissermaßen geschwächt. Klar, das ist ein Zeichen für Verliebtheit: man möchte widerstehen, aber man kann nicht. Kaum war das Porzellan zerschlagen, fühlte ich mich soweit wiederhergestellt, daß ich es geschafft hätte, wäre noch alles in der Schwebelage gewesen.

Das war undankbar gegenüber Gabriele, denn die Liebe tat mir gut. Daß ich beweglicher war und mich für alles mögliche interessierte, mochte noch auf das Konto der Heimkehr gehen. Aber ich verspürte auch die Kraft, etwas in Angriff zu nehmen: ein Regal zu bauen oder meine Briefmarkensammlung in Ordnung zu bringen. So wie mit vorrückendem Alter das Bedürfnis sich einstellt, den Stammbaum der Familie zu erforschen, so wollte ich, noch jung und mehr auf Taten aus (auch mehr an mir als an den Angehörigen interessiert), die abgestorbenen Teile in meiner Biographie ausschneiden und durch neue, lebendige Verknüpfungen ersetzen. Ich muß mal Inge anrufen, sagte ich mir. (Das war meine geschiedene Frau.) Und ich erkundigte mich nach Mathilde.

Ich fing bei Gabriel an. Aber der ließ sich bitten. Ich hatte in der letzten Zeit viel erlebt, und davor war ich in Frankreich gewesen; beides hatte meinem Gedächtnis zugesetzt. Daß zwischen ihm und Mathilde etwas war, wußte ich



noch. Aber ich erinnerte mich nicht mehr genau, was, schließlich war ich damals im Aufbruch, und was es für mich bedeutete, den Hintern hochzukriegen und für ein Jahr ins Ausland zu gehen, das kann man gar nicht schildern. Da Frankreich sich als Papiertiger herausgestellt hatte, kam ich zu dem Schluß, daß auch das Schuldgefühl, das sich um meine Trennung von Mathilde rankte, mehr oder weniger unbegründet war. Diese Empfindung war vermutlich aus dem Zusammenfluß der unterschiedlichsten Quellen entstanden, man denke nur an die berühmten kindlichen Prägungen (ich konnte mich an keine einzige erinnern), offenkundige Einsamkeit (aber ich war schon immer gern für mich gewesen), wozu sich theoretisch eine nicht heilende Verletzung von der gescheiterten Ehe (ich war mir keiner bewußt), aber ebensogut die klassische Midlife-Crisis, Ärger im Beruf und so weiter gesellt hatten. Wenn ich Ordnung in meine Gefühle brachte, dachte ich, dann käme auch die Sache selbst in Ordnung. Wenn ich keine Ressentiments mehr hatte, dann würde sich auch das Unrecht erledigt haben.

Gabriel teilte meine Ansicht nicht. In meiner Naivität dachte ich, er mißtraute meinem guten Willen. Aber als ich versicherte, daß ich mich aus echtem Interesse nach Mathilde erkundigte, wurde er regelrecht feindselig.

Du glaubst wohl, daß euch das Schicksal getrennt hat, sagte er. Frankreich, zum Beispiel, fügte er höhnisch hinzu.

Ansonsten wußte er auch nicht, wo sie abgeblieben war. Wahrscheinlich war sie wieder nach Hause gefahren.

Da konnte sie nicht hin, sagte ich. Sonst wäre sie ja mit nach Frankreich gekommen.

Er runzelte die Stirn. Vor Anstrengung vergaß er, daß er böse auf mich war.

Irgendeine Kurzschlußhandlung, sagte ich, weil sie ihr Konto überzogen hatte oder weil man sie beim Ladendiebstahl erwischt hat. Vermutlich ist sie untergetaucht. Auch in diesem Fall, wie in so vielen, dürfte sie die Bedeutung ihrer Taten weit überschätzt haben.

Gabriel lächelte.

Die paar Male, wo er mit ihr ausgegangen war – vorher, meinte er schulterzuckend (also bevor ich und Mathilde) –, da war immer etwas passiert. Einmal hatte der alte Herr am Nebentisch einen Herzinfarkt bekommen. Sie hatte sich gleich um ihn gekümmert. Erst als der Kellner das Essen an Gabriels Tisch brachte, wurde klar, daß sie gar nicht zu dem alten Mann gehörte. Aber da war sie schon mit der Feuerwehr in die Klinik gefahren. Ein andermal hatte sie auf der Toilette eine Brieftasche mit Geld und Kreditkarten gefunden: mit Ausweisen und dem ganzen Kram.



Natürlich hatte sie die Briefftasche zurückgegeben und die Verliererin glücklich gemacht. Sie hatte sich überschwenglich bedankt. Gabriel fand das peinlich, schon das Zuhören war ihm eine Zumutung. Aber wenn man bedachte, wieviel Bürokratie Mathilde der Frau ersparte, ging es völlig in Ordnung. Abgesehen von dem Vertrauen in die Menschheit, das sie ihr zurückgegeben hatte. Gabriel meinte, sie hätte auf dem Finderlohn bestehen sollen. Aber das hatte sie schon damals nicht gemacht, als sie die Krokodillederhandtasche fand, auch wenn sie sich über die Besitzerin aufgeregt hatte. Wenn Sie glauben, daß Sie mich erpressen können! hatte die am Telefon geschrieen. Vor Wut hatte Mathilde ihr das Täschchen ohne Angabe des Absenders geschickt. Damit sie gar nicht erst in Versuchung kam, sich zu bedanken, sagte sie, aber in Wirklichkeit, damit die Verweigerung des Danks von ihr ausging, hatte sie doch genug eingesteckt. Gabriel glaubte, vor dieser Frau hatte Mathilde Angst gehabt. Sie liebte Zufallskontakte und war bereit, etwas aus ihnen zu machen, reagierte aber hilflos, wenn sie schiefgingen. Der andere mußte sich doch auch freuen, sie verstand das nicht, und bei Männern passierte es ihr übrigens nie. (Nur bei mir.) Nie wäre ihr der Gedanke an Geld gekommen. Geld fand sie auf der Straße, und sie war dann nicht so blöd, es liegenzulassen.

Wirklich, sagte Gabriel, sie fand unglaublich oft Geld.

Bestimmt hat sie ihre Miete nicht bezahlt, sagte ich, und ist deshalb an die Luft gesetzt worden. Wenn du mich fragst, dann war es nicht das erste Mal.

Und wenn du mich fragst, sagte Gabriel, dann hast du dir die Liebe deines Lebens vermässelt. Das war mal eine, die dich gern hatte.

Wahrscheinlich hatte sie eine Odyssee hinter sich; ich meine, in Frankreich. Ein paar Tage hier, ein paar Tage da, immer bei irgendwelchen Bekannten. Und bei mir war sie dann auf etwas Festes aus. In Deutschland war es mit dem Herumtingeln nicht so einfach. Also hat sie etwas Neues probiert.

Er zwinkerte vor Aufregung.

Sie hat sich von dir verarscht gefühlt. Kaum seid ihr zusammen, schon fängst du an, von Veränderung zu reden. Das alte Gesetz der Zentrifuge: du drehst dich so lange, bis sie von dir weggeschleudert wird. Und dann auch noch Frankreich! Eine andere hätte sich vielleicht geschmeichelt gefühlt. Aber Mathilde hat buchstäblich die Handschellen klirren gehört.

Natürlich hatte es ihr nicht in den Kram gepaßt. Sie hatte mit dem Bauch gesiegt, ich mit dem Kopf. Sie konnte sich nicht vorstellen, wozu das gut sein sollte, mit dem Kopf zu siegen. Der Kopf arbeitete dem Bauch zu, aber doch nicht umgekehrt. Worauf sollte das hinauslaufen? (Wann war das jemals zu Ende?) Ebensowenig sah sie einen Sinn darin, daß man, nachdem man in beider

Namen gesiegt hatte, noch für sich allein siegen wollte, es sei denn, es ging gegen den andern. Da es gleichzeitig gegen einen selbst ging, mußte die Wut erheblich sein, da konnte man gleich von Haß reden.

Aber das mit der Miete, sagte ich, ich schwöre, daß es so abgelaufen ist. Erst hat sie sie monatelang nicht bezahlt, dann ist sie aus der Wohnung rausgeflogen. Sie hat ihre Sachen verscherbelt beziehungsweise irgendwo untergestellt und ist zu Freunden gezogen. Als die immer ungeduldiger und die nächsten immer unzuverlässiger wurden, hat sie die Notbremse gezogen. Vielleicht ist sie auch das Herumziehen leid gewesen. (Es war eintönig, hatte sie nicht umhin können festzustellen, noch eintöniger, als zu bleiben.) Sie hatte Sehnsucht nach einer festen Bleibe bekommen, nach den Freuden der Zweisamkeit, kurz nach einem Zuhause.

Ob da noch mehr war und sie sich während ihrer Odyssee, an die ich immer fester glaubte, an der Kreditkarte eines ihrer Gastgeber vergriffen hatte: mit mir nach Frankreich zu gehen kam jedenfalls nicht in Frage. Sagen wir, es hätte sie an zu vieles erinnert, und es war in jedem Fall nicht das, was sie im Auge hatte, als sie sich entschloß, mich, den tumben Deutschen, zu beglücken.

Du hast sie schauerlich im Stich gelassen, stellte Gabriel abschließend fest. Und warum du dich ausgerechnet jetzt für sie interessierst – er zwinkerte gewissermaßen im Kreis, um das kollegiale Umfeld anzudeuten, in dem ich seiner Ansicht nach wilderte –, das wissen die Götter. Was willst du eigentlich von ihr?

2

Auf der Arbeit war das Leben kompliziert geworden. Aber solange das kollegiale Verhältnis sich bewährte, fühlte ich mich wenig bedroht. Ich entwickelte sogar Familiengefühle. Je mehr ich Gabis Mann betrog, desto mehr schätzte ich ihn, ja ich wäre glücklich gewesen, wenn er mich als jüngeren Verwandten akzeptiert hätte; dabei war er gar nicht älter, aber schon länger mit Gabi zusammen als ich und hatte Besitzerfalten im Gesicht. Ich hoffte, er würde sich zu einer vernünftigen Einstellung durchringen, wenn er über den ersten Schock hinweg war. Ich hätte mich auch von ihm schurigeln lassen, so wie sich das unter Familienmitgliedern gehörte. Man vergab sich ja nichts dabei. Leider sahen wir uns zu selten, um uns an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen, ich glaube, er mied mich. Ich bedauerte das und hoffte, daß sich noch etwas ändern ließe.

Offensichtlich überschätzte er die Beziehung zwischen seiner Frau und mir (so wie ich ihn überschätzt hatte). Ich war von ihm enttäuscht, hatte ich ihm doch mehr zugetraut: daß er das schicksalhaft Kleine dieser Beziehung begriff und sie als das akzeptierte, was sie war: eine Affäre.

Von den Kollegen fühlte ich mich eher gestützt, beinahe getragen. Je mehr sie mein Verhalten mißbilligten, desto lebendiger empfand ich, daß ich in einem Bezugssystem lebte. Ich wurde kritisiert? Um so besser. So wurde ich aufgefangen, noch während ich fiel. (Fallend verfiel ich mich.) Die Trennung von meiner Frau war eine glasklare Angelegenheit, von uns ganz allein, im geometrischen Raum, jenseits des Grabes gewesen. Was ich jetzt erlebte, spielte sich eindeutig unter Menschen ab. (So lebte man!)

Auch deshalb nahm ich es anstandslos hin, daß ich von Gabriel niedergemacht wurde, wo immer sich die Gelegenheit dazu ergab, das heißt ich mich ihm aufdrängte. Ich begriff, daß Respekt womöglich etwas anderes bedeutete, als ich mir vorgestellt hatte. Vielleicht existierte er ja nur in der verquasteten Form, in der ich Gabis Mann achtete, weil er seine Frau aushielt, und niedergemacht zu werden war eher die praktische Version davon, aber auch eine Respektbekundung sowie beides eine Form des Miteinanderlebens. Jedenfalls, wenn ich nach Hause kam, fand ich meine Wohnung unangenehm unbewohnt vor. Da war niemand, der mir seine Mißbilligung ausdrückte. Andererseits genoß ich es, daß ich sie blöd finden durfte, und morgens fand ich die Stiefel da, wo ich sie abends ausgezogen hatte, genau vor dem Sessel (wo ich sie wieder anziehen konnte). Ich führte einen stummen Kampf mit Gabi, die es verständlicherweise von zu Hause wegzog und mich für privilegiert hielt, weil ich, wo immer ich mich aufhielt, zu meiner Liebe stehen konnte. (So drückte sie es aus.) Die paarmal, wo sie bei mir war, räumte ich vorher auf. Bei mir ist nicht aufgeräumt, sagte ich sonst, und sie fand das absurd. Sie wollte ihren Lebensmittelpunkt verlegen, und ich kam ihr mit Aufräumen. Ein bißchen sollte es auch so klingen, sie sollte merken, daß ich ihre Strategie durchschaute. Vermutlich hatte sie das längst kapiert, deshalb kämpfte sie ja so zäh. (Und weil es zu Hause immer schwieriger wurde.) Die Arbeit war nicht ihr Lebensmittelpunkt und das Büro auch nicht der Mittelpunkt unserer Beziehung. Ihre Liebe war ihr Lebensmittelpunkt, da war sie ganz Frau. (Sonst schien sie mir alles mögliche zu sein, Muttergöttin, Kollegin und bessere Hälfte.) Wir hatten uns auf der Arbeit kennengelernt, und indem wir uns liebenlernten, trieb es uns von dort weg; so sah sie das. Sie hätte sich sogar einen neuen Job gesucht und ich den Teufel getan, sie darin zu unterstützen. (Man stelle sich die Verantwortung vor!) Wenn sie bei mir war, drückte ihr ganzes Verhalten Seligkeit aus, zugleich eine grenzenlose Bereitschaft, mich

an sie zu gewöhnen, Geduld zu haben. In ihren Augen war ich ein Junggeselle, dem man die Mangelhaftigkeit seiner Existenz erst beibringen mußte (in meinen gar nichts, jedenfalls nichts Berichtenswertes). Erstaunlich genug, daß ich Gabriele trotzdem perfekt verstand. Wenn ich es auf eine Formel bringen mußte: So nahe war ich an den Dingen, daß ich meine Augen nicht zu benutzen brauchte.

So kurzsichtig, daß ich ... Gabriele sah ich zum Beispiel erst, wenn sie dicht vor mir stand, und dann waren wir schon so gut wie im Bett. Auch ihren Mann sah ich erst, wenn ich ihm praktisch nicht mehr ausweichen konnte, und deshalb blieb die Mühe der Vermeidung an ihm hängen, und er war mir deshalb doppelt böse. Auch die Kollegen sah ich erst, wenn sie sich bemerkbar machten, und dann waren sie schon so nah, daß ich sie kaum noch von mir unterscheiden konnte. Verlegen fuhren Gabi und ich auseinander, wenn es neben uns hüstelte: sie erregt, ich benommen; sie tapfer, weil nun schon ohnehin alles seinen Gang ging, ich eher geschockt (aber das klingt zu dramatisch, bringt das Häusliche der Empfindung, die ungewohnte Wärme nicht heraus). Was ich anstellte, ging weit über mein Begriffsvermögen. Aber ich sagte mir, wenn die Kollegen nichts dabei finden, dann wird schon nichts dabei sein.

### 3

Mit Gabriels Hilfe fand ich immerhin heraus, daß Mathilde sich nicht einfach in Luft aufgelöst, sondern die eine oder andere Andeutung gemacht hatte, ehe sie genau das tat: sich in Luft auflösen.

Er soll sich nicht einbil-dön, daß ich auf ihn angewie-sön bin, hatte sie freizügig herumerzählt, und alle gaben ihr recht, nicht was den Grad ihrer Bedürftigkeit anging, aber daß es eine Arroganz sondergleichen von mir war, sie zu verlassen. Freilich waren die häuslichen Angelegenheiten bei keinem so, daß er sie ohne weiteres aufnehmen konnte. Vielleicht, meinte Gabriel, hatte sie vor ernstgemeinten Einladungen Horror. Vermutlich hatte er ihn zu spüren bekommen. Es war ihr noch alles zu nahe, sagte er und ließ keinen Zweifel daran, daß ich ihr zu nahe war. Kurz, sie konnte nicht bleiben, wo sie sich auf Schritt und Tritt an mich erinnerte.

Und ihre Klienten? In meinem eigenen Aufbruch hatte ich sie übersehen.

Sie hatte sich von jedem einzelnen von ihnen verabschiedet. Das Schicksal gestattete es ihr nicht, sich weiter um sie zu kümmern, hatte sie erklärt und

Andeutungen über böse Mächte gemacht. (Das zielte auf mich.) Die alten Leute hatten geweint beziehungsweise, da sie nicht mehr über genügend Tränenflüssigkeit verfügten, hatte Mathilde für sie geweint, so wie sie immer alles für sie tat. Während sie Gabriel davon erzählte, weinte sie, und er, wie er mir aufrichtig mitteilte, bekam eine unbeschreibliche Wut auf mich, weil ich alles, nicht nur das, was mir, sondern auch das, was andern guttat, kaputt machte.

Da ich schwieg, fügte er hinzu, er hätte auch ein bißchen geweint. In diesem Augenblick hatte er deutlich gespürt, wie Mathildes Festigkeit ins Wanken geriet. Wie wenn ihr zum ersten Mal bewußt geworden wäre, daß man sie ernsthaft vermissen könnte. Vielleicht, fügte er hellstichtig hinzu, dämmerte ihr auch nur, daß es noch andere Menschen gab, solche wie sie, mit Seele und Empfindung, die um sie litten. Was das anging, war sie ja immer reichlich cool gewesen, irgendwie unberührt. Leider war es ihm nicht gelungen, die menschliche Regung so zu verstärken, daß sie von ihren dunklen Plänen Abstand genommen hätte. Sie war einfach auf dich fixiert, sagte er resigniert. Er hätte auch keine Hemmungen gehabt, mich bei ihr schlechtzumachen, und durchaus gewußt, wie. Nur fehlte die Gelegenheit, das heißt Mathilde gab ihm keine. Darin waren wir uns ähnlich, sie und ich, daß man aus uns nichts herausbekam. Aus mir wegen meiner gottverdammten Schweigsamkeit, aus ihr ihrer gottverdammten Redseligkeit wegen nicht. Drohungen, ja, wüste Beschimpfungen, die in Tränenausbrüchen endeten, aber nichts Konkretes. Er war schließlich zu dem Ergebnis gekommen, daß es noch am meisten Sinn machte, wenn er mich überging und so tat, als gäbe es mich nicht.

Wie er es auch anstellte, er hatte sie nicht festhalten können. Sie ließ sich einfach nicht helfen. Wenn sie wirklich die Nassauerin war, als die ich sie präsentierte, war ihr Verhalten unverständlich. Und ich der letzte, es zu erklären, Gabriels Ansicht nach. Da ich für ihn jedoch eine Verbindung zu Mathilde und bei aller Kritik, die ich verdiente, ein Schlüssel zu ihrem Verständnis war, redete er gelegentlich mit mir über sie.

4

Ich hatte eine Erklärung. Sie tauchte am Horizont auf, und ich wußte, wenn ich mich nicht willkürlich von ihr entfernte, dann würde sie näherkommen und sich mir offenbaren. (Mir, der ich noch nie in meinem Leben etwas begriffen hatte!) Ich spielte gerade mit den Falten von Gabis Rock. Ich spielte Maus, glitt

quer über die Wellen aus weichem, fließendem Stoff oder sauste in abenteuerlicher Fahrt durch einen Kamin. Gabi kicherte. Manchmal ließ sie den Gedanken an die Zukunft fallen und war richtig lustig.

Die Erklärung ging so: Mathilde war Ausländerin und mir ein wenig fremd. Sie nassauerte, was die Fremdheit verstärkte, denn ich tat es nicht (höchstens in Gabrieles Rockfalten). Sie hatte etwas ausgefressen, und das machte sie mir vollends fremd; denn ich wußte nicht einmal was, und sie womöglich nicht warum.

Um die Zeit hatten meine Finger sich an die Exploration des Untergrunds gemacht, der an einigen Stellen noch weicher schien als der Stoff, an anderen geradezu elektrisch. Bald hatten sie sich an die unsichtbare Topographie gewöhnt, fanden ihr Ziel und hörten mit dem Herumirren auf. Ich überließ sie ihrem Geschäft, das sie soviel besser versahen als ich, und konzentrierte mich auf meine Erklärung.

Da Mathilde Ausländerin war, erwarteten wir – das heißt die andern mehr als ich – von ihr nichts Bestimmtes, aber etwas Utopisches (und das war ganz schön bestimmt). Sie selbst konnte damit nichts anfangen, aber wir verlangten es nur um so mehr von ihr, denn nichts erschien uns so verheißungsvoll wie die plane Gewißheit, die von ihr ausstrahlte: wir glaubten, über den Schlüssel zur Himmelstür zu verfügen (sie hielt sich ohnehin für das höchste der Gefühle). Mit dem Nassauern war es etwas anderes, das war ihr gut bekannt, auch wenn sie es nicht so bezeichnet hätte, und auf ihre Weise stand sie dazu. Was schließlich die kriminelle Energie betraf, so existierte sie entweder bloß als Phantom in unsern Köpfen, oder Mathilde hatte diese Seite ihres Wesens fest unter Verschuß.

Da ich Mathilde für eine Nassauerin und kleine Betrügerin hielt, erklärte ich alles, was sie betraf, aus diesen beiden Bestimmungen. (Prompt ergab sich Unerklärliches.) Sie dagegen erklärte alles aus sich. Niemand, behauptete sie, war einfacher gestrickt als sie, die Anwendung einer analytischen Methode, ihr gegenüber, daher denkbar überflüssig. Sie kennen und verstehen (und lieben) – das war keine Tautologie, sondern die Präambel des Grundgesetzes, das ihre Beziehungen zu anderen regelte – war eins. Daß ich schon dieser elementarsten aller Aufgaben nicht gewachsen war, sprach nicht für mich. Sie kam mir wer weiß wie entgegen, aber ich war nun einmal ein *égoïste*. Je offener sie war, desto mehr mußte ich mich verschließen. Um den eigenen Mangel zu verbergen, klar.

Pech für sie, daß ihr auch noch die ›Französin‹ anhaftete. Wenn sie Frankreich verlassen hatte – ich kam der Sache allmählich näher –, dann hieß das keineswegs, daß sie dort etwas hinterließ, ein Paradies oder ein Schlachtfeld, gleichviel. Die Bretagne war zwar ihre Heimat, doch bloß als Erzählhintergrund. Sie war der

Schatz, aus dem sie schöpfte, aber nur atmosphärisch oder emotional und nicht wirklich. (Auch wenn ihre dogmatische Großmutter für alles eine Erklärung gehabt hatte und sie, für jede Erklärung, ihre Großmutter.) Zehren erneuerte, verzehren brauchte auf. (Ihre Großmutter sagte, das war wie mit Zinsen und Kapital.) Letzteres machten nur Leute, bei denen es am Lebenssinn haperte, sie mußten aus fremdem Quell schöpfen und behaupteten auch noch, es wäre der eigene. Sie hatte das nicht nötig, sie quoll über von Sinn, konnte anderen davon abgeben (wenn die wollten).

Hier atmete Gabriele auf. (Niemals hätte ich sie peinlich oder nicht schön gefunden; höchstens erstaunlich.) Was mich an Mathilde band, das war nichts Allgemeines, nichts, wovon sich jeder nehmen konnte, heute ich und morgen Gabriel. Sowenig es etwas Französisches war, sowenig konnte es übertragen werden. Es war, wie man so sagt, etwas Eigenes. Ich beschloß, energisch nach ihr zu suchen.

5

»Wenn du ein Pferd finden willst, mußst du denken wie ein Pferd«, sagen die Indianer. Ich dachte nicht, die Gedanken kamen zu mir, während ich auf Gabis üppigem Körper Geographie nachlernte. Ein gehorsamer Schüler, ließ ich genügend Platz zwischen ihr und mir, so daß die Hände Platz hatten und die Gedanken sich unbehelligt bilden konnten. Sie entstiegen den Tiefen von Gabis Rockfalten, schienen aber weder an ihrer Herkunft noch an ihrer Wirkung interessiert. Ich sah sie im Gänsemarsch daherkommen und dachte an gar nichts. (Früher hätte ich mir gesagt: Denk nicht.)

Tatsächlich war es Gabriele, die sich erinnerte, daß »meine Französin« die wildesten Drohungen ausgestoßen hatte, was ihre endgültige Etablierung in Deutschland auch ohne mich anging, die Karriere, mit der wir alle nicht gerechnet hatten, ein ausgedehntes Studium sämtlicher theoretischen Fächer, die die Universität bot. Nicht Altenpflege und Management, obwohl man ihr gerade auf organisatorischem Gebiet die erstaunlichsten Fähigkeiten nachsagte. Sondern Völkerkunde, vergleichende Religionssoziologie und natürlich Philosophie, letztere vor allem, die hatte ihr nie jemand zugetraut, vor allem – fügte Gabriele zu meiner Verblüffung hinzu – ein gewisser Dingsbums in Frankreich nicht – *un con!* –, der sie regelrecht für bildungsunfähig hielt (*»une femme«*) und wegen dem sie, man höre und staune, Frankreich verlassen hatte.



Hast du das nicht gewußt ?

Nicht, weil sie ihn nicht mehr – oder immer noch – liebte, da hätte es gereicht, daß sie ihn verließ. Sondern weil sie in der Tiefe verletzt war, *blesée*, sie meinte wohl, sich beschädigt fühlte. Für sie war das übrigens ein und dasselbe, ›verletzt‹ war immer ›beschädigt‹. Das kam daher, daß sie eine körperliche Vorstellung von ›verletzt‹ hatte, und das deutsche ›tzt‹, so wie sie es aussprach, bestätigte sie in ihrer Auffassung, indem es den Vorgang vernehmbar machte. Vielleicht hatte sie deshalb nach Deutschland gehen müssen: um zu begreifen, was sie bis dahin bloß abgekriegt hatte. Dabei war es ihr zunächst nur darum gegangen, eine größtmögliche Entfernung zwischen sich und das Urteil zu legen und sich ihm damit zu entziehen. Sie hatte ihm nämlich geglaubt. Aber nicht Deutschland, sondern, wie sie allen, die es hören wollten, kundtat, meine Gefühllosigkeit hatte bewirkt, daß sie sich auf ihre ursprünglichen Absichten besann. Dabei wäre beinahe alles wieder so gelaufen wie zu Hause. Ah, *les types*!

Komisch, daß sich außer Gabriele keiner mehr daran erinnerte. Was hatte sie überhaupt mit ihr zu tun ?

Gabriele lächelte.

Wußtest du, daß sie Krankenschwester gelernt hat ? fragte sie.

Ach nee, sagte ich ungläubig. Aber ich glaubte es sofort. Manche Dinge passen auf Anhieb. Puzzleteile, zum Beispiel.

Doch, doch, sagte Gabriele.

Wenn das stimmt, kommt sie immer unter, sagte ich.

Erleichtert, was ? fragte Gabriele lächelnd.

Sie wirkte überhaupt nicht geängstigt. Eine Vergangenheit hatten wir schließlich alle. Wenn ich mich neuerdings wieder für Mathilde interessierte, dann schrieb sie das sich zu – ich erkannte das an ihrem Lächeln – und sah keinen Grund, sich zu fürchten. Wahrscheinlich würde ich ihr jetzt auch bald die Geschichte meiner gescheiterten Ehe erzählen, als Zeichen meines Vertrauens und um einen soliden Grundstein für die Zukunft zu legen. Mathilde war die Vorstufe.

Gabis Information mochte der fehlende Stein in Mathildes Vergangenheit sein, aber er war kein Baustein für ihre Zukunft. Letztere lag – Gottverdammich – in dem, was sie für ihre Pläne hielt: Indogermanistik, Kulturanthropologie, Philosophie. Ich kannte sie schließlich und war kein bißchen erleichtert. Wenn sie Krankenschwester gelernt hatte, dann hatte sie das hinter sich (sonst wäre sie ja Krankenschwester geblieben). Warum um alles in der Welt hätte sie darauf zurückkommen sollen ? Und wenn ein ›*type*‹ sie von zu Hause vertrieben hatte, gab es wahrhaftig keinen Grund, besonders romantisch von der Heimat zu denken. Nichts Neues also im Staate Dänemark. Aber wie eine Antwort



auf den ›Weibertratsch‹ (und Gabriele hatte ihn auch noch mit der größten Selbstverständlichkeit wiedergegeben) spürte ich auf einmal Mathilde, ihre Eckigkeit, ihre Bockigkeit, ihre Widerständigkeit. Ihre Seele: *ein* Körper. Ihr Körper: *eine* Seele. (Komischerweise, so als hätte das andere das eine mehr als es selbst vollbracht.) Das Ganze nur in Ansätzen strukturiert, nicht embryonal, sondern unvollkommen (in Richtung auf einen Zweck) oder unvollständig (im Hinblick auf ein Ganzes), so etwas wie ein Vorganzes (aber das gab's nicht), eine Vorteilung (das wäre ein Tun gewesen), ein Vorteil (das war etwas anderes, aber das war's).

Ich grinste wie jemand, der eine Maske verkauft, mit der man grinsen kann. Was wollte ich mit den alten Kamellen? Meine Finger waren glücklich bei Gabriele und schon so schrecklich an den weichen Stoff gewöhnt.

Ja, sagte ich.

Eine glühende Sehnsucht packte ihn, so heißt es in den Büchern (ich las keine). Ich packte Gabriele, drückte sie gegen die Sofakissen, ihren Kopf über die Armlehne, schob das Kleid hoch und die Wäsche herunter, suchte unter ihren Rücken – Mathilde.

## 6

Wenn sie angekündigt hatte, sie würde studieren, dann tat sie das, auch wenn sie ihre Fächer nicht im Kopf behielt (und wir uns ihre Fächer nicht merken konnten). Sie meinte immer, was sie sagte, und tat, was sie sich vorgenommen hatte. »Wenn du ein Pferd suchst, dann mußt du denken wie ein Pferd.« Ich blieb bei meiner Devise: nicht denken. Aber etwas hielt mich davon ab, in der Uni nach Mathilde zu suchen, so als wüßte ich, daß das keinen Sinn machte. Jemand in der Uni suchen, wenn man sie selbst längst hinter sich hatte, kam der Selbstaufgabe gleich. (In die Uni zu gehen kam der Selbstaufgabe gleich. Jemand zu suchen kam der Selbstaufgabe gleich. Jemand zu finden auch.)

Ich fand sie woanders. Das heißt, ich hörte von ihr, und sogleich wußte ich, das konnte nur sie sein.

Immerhin hatte sie es fertiggebracht, von hier wegzukommen. Freilich, wo sie war, zählten Orte nicht, war man immer unterwegs. Zufällig war sie in W., genausogut hätte sie hierbleiben können.

Sie war bei einem Heiler gelandet: Institut für transzendente und so weiter. Wie nicht anders zu erwarten, hatte sie sich in kürzester Zeit aus einer an-

dächtigen Zuhörerin in eine selbstbewußte Dozentin verwandelt. Während sie von Abstraktion und Askese, den Grundpfeilern der Erleuchtung, schwadronierte, war sie unmerklich die rechte Hand des Chefs und ihm unentbehrlich geworden. Sie war eben zuverlässig, nicht bloß begabt, und man sprach mit Achtung von ihr (mit Ehrfurcht vom Meister). Mich interessierte nicht, ob sie mit ihm schlief. (Wie war ich bloß mit ihr dazu gekommen?) Aber ihre Karriere hätte ich aufsagen können. Mit praktischer Vernunft hatte sie das Irrenhaus erobert und war die Seele des Unternehmens geworden. Auf der Suche nach dem Geheimnis, ›Philosophie‹, hatte sie im Handumdrehen Ordnung in den verlotterten Laden gebracht, die Nebensache als solche behandelnd, aber getan. (Daran erkannte ich Mathilde.) Nebenbei hatte sie einen Terminkalender eingeführt und die Buchführung geregelt. Sie hatte dem Geschäftsprinzip ihrer Großmutter Geltung verschafft: Was man nicht hat, kann man nicht ausgeben. Mit dem Meister ging sie um wie mit den Alten in unserm Kiez. Sie antwortete ihm, bevor er etwas gefragt, gab ihm, noch ehe er etwas gewollt, geschweige denn verlangt hatte, und erklärte ihm, wie ihm zumute war. Was konnte ihn mehr bezaubern, als bevormundet zu werden, er, der Vormund von allen!

So zwanglos ordnete sich das Bild, daß ich mir schon wieder übelnahm, es nicht selbst entworfen zu haben. Was hieß denn ›Universität‹? Was auch immer Mathilde bei ihren Vorträgen zum besten gab – vielleicht Rezepte –, der Akzent würde ihre Zuhörer erleuchten.

Ich spürte, wie mir trotz einer umfassenden Vertrautheit mit den Tatsachen die Wirklichkeit ihres Lebens schon wieder entglitt. Ich war verdrossen. Alles Schwindel, dachte ich enttäuscht. Daß sie in der Nähe war, blieb ein Stachel. Aber einer von uns beiden lebte entschieden nicht, nur so war es zu erklären, daß ich nichts begriff. Oder lag es an dem Heiler? Gabriel litt körperlich bei dem Wort, und er gab mir die Schuld. So wie er nach der Polizei schrie, die »das Nest ausräuchern« sollte. Aber vorher würden wir Mathilde retten. Das heißt, *ich* würde sie retten, er hielt sich da raus. Mit dem Hokuspokus wollte er nichts zu tun haben. Das war wie Beelzebub, die Gegenmacht, das Krebsgeschwür der Vernunft. Er war auf die Vernunft angewiesen.

Den Heiler nahm er einfach nicht zur Kenntnis.

Seit wir erfahren hatten, daß es Mathilde noch gab, war die Welt für mich verdorben. Weder etwas zu wollen brachte ich fertig noch zu verzichten und angelte vergeblich nach einem Plan. Mein Selbstgefühl zerbröckelte. Gegenüber Gabriele brachte ich kein Wort heraus. Ich sah mich außerstande, ihr Mißtrauen zu beschwichtigen, geschweige denn für irgend etwas die Verantwortung zu übernehmen. Mein Blick wurde förmlich nach innen gezogen. (Nicht daß ich mich sonderlich für mich interessiert hätte!) Ich sah mich klar als Resultat, und schon daran hätte man den Grad meiner Benommenheit erkennen können. Meine Frau hatte mich meiner Familie entfremdet, und als sie das geschafft hatte, verließ sie mich. Mathilde nahm mir mein Zuhause und entzweite mich mit den Kollegen. Gabriele bemächtigte sich des Rests. Dabei hatte ich bis gestern noch geglaubt, über einigen Besitz zu verfügen: Frankreich (als Erinnerung), die Arbeit (als Zuhause), die Kollegen (als Familie), nicht zu vergessen, daß Gabi und ich auf einen gemeinsamen Urlaub hinsteuerten, und das war doch ein Stück Zukunft. (Ihr Mann hatte für unsere Pläne nur ein Achselzucken übrig.) Kam dazu, was man meine persönliche Reife nennen konnte: ich hatte meine Erwartungen heruntergeschraubt und mußte nicht mehr alles kontrollieren. Zum ersten Mal, das war die Empfindung der chaotischen Wochen, die hinter mir lagen, war ich dem Leben mehr zugewandt als der Logik.

Komisch, an Mathilde haftete ein Makel, so daß ich an sie nie ohne ein Gefühl der Peinlichkeit dachte. Sie war zwar klasse, eine ungewöhnliche Frau, mußte sich aber trotzdem überall aufdrängen. Daß nicht ich mich auf sie, die flüchtige Strandliebe, besonnen hatte, sondern sie sich auf mich, war wie der Geburtsfehler unserer Beziehung. Sie hatte mich eben gebraucht. Leider hätte ich sie nach meiner Trennung brauchen müssen, aber da war ich noch gar nicht in der Verfassung gewesen. Ich hatte gerade mal mit der Nubuk-Hose angefangen und spielte mit den allerersten Gedanken an Umräumen. Was Beziehungen betraf, so glaubte ich alle Zeit der Welt zu haben. Erst wollte ich herausbekommen, wozu man welche brauchte, dann mich erneut einlassen. Ich war eben gründlich und gewarnt. Ich muß mich besinnen, sagte ich mir. Ich hätte auch sagen können: Ich muß wollen. (*Ich* muß wollen!)

Ehrlich gesagt, hatte ich gar nicht an Mathilde gedacht. (Das war der Makel.) Aber dafür daß ich sie nicht gebraucht, auch nicht geholt hatte, brachte sie mein Leben ganz schön durcheinander, betrog mich um die verheißungsvollsten Ansätze und richtete die Aufmerksamkeit in unangenehmer Weise auf mich.

Später waren wir doch noch zusammengekommen, vermutlich wegen mei-

nem Bruder. Was mich bei meinen Freunden kaltgelassen hatte, das funktionierte bei ihm. Es war, als wäre die entscheidende Barriere gefallen. Wenn er ohnehin davon überzeugt war, daß wir etwas miteinander hatten, Mathilde und ich, dann konnte es ebensogut sein. Dabei wußte ich nicht einmal, wie es passiert war. (Ich sage nur: Ohnmacht!) Wieder einmal war der Anfang ins Tabu gefallen. Als sie bei mir aufkreuzte, hatte Mathilde noch geplappert, was das Zeug hielt, aber ich empfand das ihrem Makel nicht angemessen. Wenigstens das Reden hatte ich ihr daher abgewöhnt, und später, als das mit der Bettdecke begann, war es auch nicht mehr nötig zu plappern. Bald darauf war ich nach Frankreich gegangen, hatte, wie es auf der Arbeit hieß, ›Austausch gemacht‹. Und Mathilde? Sie hatte sich in Luft aufgelöst. Als ich zurückkam, war sie verschwunden und auch sonst alles ganz anders.

Wenn du ein Pferd finden willst, mußt du denken wie ein Pferd. Zum ersten Mal in meinem Leben kam ich zu einem echten Schluß. (Prompt war er verkehrt.) Wenn ich durch meinen Weggang ihr Verschwinden bewirkt hatte, dann durch meine Rückkehr ihr Wiederauftauchen. Nicht *ihre* Rückkehr, o nein, dazu hätte es einer echten Aufhebung bedurft, kurz eines so komplizierten Vorgangs, daß selbst Mathilde das nicht verlangen konnte. Nur eben so, daß man wieder wußte, wo sie sich aufhielt, und die Verhältnisse auf ihre romantische Verlorenheit verzichteten und in ihren bürgerlichen Zustand zurückschwappten.

Ich hatte in der letzten Zeit entschieden zuviel gegrübelt, und immer über dasselbe. Abgeerntetes Feld gab keine neue Frucht. (Aber wo war die Ernte?) Wenn man auf dem richtigen Weg ist, hieß es in der Labyrinthkunde, öffnet sich stets ein Türchen. Was von fern einer Sackgasse gleicht, erweist sich als Abbiegung. Wenn aber alle Wege verbarrikadiert sind, dann muß man eben zurück. (Stehenbleiben gab's nicht. Gehen war das Prinzip. Grübeln war verboten.) Das Jahr in Frankreich rückgängig machen konnte und wollte ich nicht. (Das wäre die Aufhebung gewesen.) Meine Schuld büßen war eine ethische Forderung, aber kein Rezept, und ich konnte mir auch nichts darunter vorstellen. Sie wiedergutmachen, wäre schon eher etwas gewesen. Aber wie? Mich in eine fremde Welt wagen, nur mit umgekehrtem Ziel, nicht von Mathilde weg, sondern zu ihr hin? Gewiß, nur so, rückwärts analog, konnte es funktionieren. Was? Daß sie zu mir zurückkam, natürlich. Ob ich das wollte? (Gabriele sah mich fragend an.) Das würde ich daran merken, ob es klappte.

Unwillig erinnerte ich mich daran, daß es mir einmal besser gegangen war, damals, bevor mir irgendein Arsch von Mathilde erzählte. (Hatte ich ihn etwa gefragt?) Ich hatte alle Hände voll zu tun gehabt, Gabriel in seine Schranken zu weisen, Gabriele, indem ich im Relief ihrer Rockfalten stöberte, bei Laune zu

halten, ihren schlechtgelaunten Mann zu ehren. Im Überschwang der Gefühle hatte ich sogar Pläne für ein eigenes Unternehmen entworfen. Nichts hätte Gabi lieber gesehen. (Zumal es mich rund um die Uhr beschäftigen würde.) Leider war sie (wie alle Frauen) nicht in der Lage, das, was sie liebte, auch zu stützen. Ihre Erwartungen zerrten an mir, bis ich die Lust verlor. So klein die Frau, und so groß ihre Wünsche!

Im Grunde ging nichts über die Freuden der Vergegenwärtigung: je nachdem sich zu erinnern oder zu träumen, einen Sinn zu entdecken. Daß auch Gabi eine Vergangenheit hatte, tat der Sache keinen Abbruch, im Gegenteil, die Vielfalt wurde gestärkt. Und wenn ihre Zukunft dürftig war (da sie sie ja mit mir teilen mußte), so kam mir die ihres Mannes, von ihr befreit, unendlich reich vor, ja, er schien mir ganz und gar aus Zukunft zu bestehen.

Es ging auch nichts über die Freuden der Verknüpfung: während man sich geduldig mit jemandem beschäftigt, geruhsam über den anderen zu grübeln, während man sich hier mit dem Körper auseinandersetzt, dort sich intensiv geistig auseinanderzusetzen, und so weiter.

Während ich so Gabis Vorzüge genoß, entdeckte sie (ohne mein Zutun) fatale Seiten an mir und entzog mir ihre Unterstützung.

Du mußt wissen, was du tust, sagte sie nur.

8

Hast du etwas im Kopf, mußt du immer daran denken, ganz gleich, wie es hineingekommen ist oder wie du dazu stehst. Besser, du tust es gleich.

Ich nahm den Zug nach H. Andere wußten stets, was sie erwartete. Nur ich fuhr wieder einmal ins Blaue.

Von Gabriele hatte ich mich gewissermaßen verabschiedet. Seit einiger Zeit trug sie einen angestregten Ausdruck zur Schau. Lauthals verkündete der, daß man mit mir nun einmal nicht glücklich wurde. (Und ihr Mann brauchte ihr daher auch nicht böse zu sein.) Über das Gesicht hatte sich eine abweisende Blässe gelegt. Sie sah elend aus, aber sie besann sich auf ihre Kräfte und war alles in allem nicht schlechter dran als ich, auch wenn ihr das selbst nicht bewußt war (mir schon).

Je näher ich H. kam, desto schneller pochte mein Herz. In einer Panik sondergleichen langte ich an. Den Stadtplan konnte ich steckenlassen. Andere hatten dasselbe Ziel. Ich brauchte mich in den Gänsemarsch nur einzureihen. Mein

Informant hatte mich korrekt unterrichtet: Mittwochs ist Veranstaltungstag, da kannst du deine Mathilde sehen. Er selbst hatte sie auf diese Weise entdeckt. (Was hatte er bei den Leuten gesucht?)

Laß alle Hoffnung fahren! Die berühmte Warnung überfiel mich, als ich den gutgefüllten Saal betrat: ich war in der Höhle des Löwen gelandet. Wie Blüten hatten sich die Gesichter von der noch leeren Bühne zur Tür gedreht. Unnachgiebige Blicke musterten die Ankömmlinge, konfrontierten mich mit den Tatsachen: Entweder ich gehörte dazu, oder man würde mich steinigen müssen. Wenn Mathilde mich nicht entdeckte – ein absurder Gedanke, gottlob! –, konnte ich ernstlich in die Klemme geraten.

Als der Meister, von seinen Gehilfen umgeben, die Bühne betrat, erkannte ich sie sofort. Jede ihrer Bewegungen verriet, daß sie ihn nie allein ließ. Wenn er der Genius war – und das war er, dem Raunen nach zu schließen –, dann sie die Seele. Nicht daß sie an seinem Rockzipfel hing! Beinahe schlendernd kam sie hindreïn (die Unbeugsamkeit ihrer Absichten kaschierend), die Wasserflasche in der einen Hand, ein Glas samt Pillenschachtel in der andern. Während die Plätze im Hintergrund eingenommen wurden, ging sie mit den unbekümmerten Schritten der Hausfrau nach vorn, fuhr mit flinken Fingern über das Rednerpult, so als wäre da Staub, füllte das Glas zur Hälfte, legte die Schachtel (mit den Halstabletten? den medizinischen Lutschbonbons?) daneben und trat prüfend einen Schritt zurück. Es war nicht Mathilde.

Zuerst hielt ich das für nebensächlich. Ganz damit beschäftigt, die Angaben meines Informanten zu bestätigen, war ich froh, wenigstens etwas auf der Negativseite ankreuzen, irgendeinen Mangel melden zu können. Und so sehr war ich darauf geeicht, die fragliche Person für Mathilde zu halten, daß ich die eine oder andere Abweichung registrierte, ohne das Ergebnis in Frage zu stellen. Obwohl es sich eindeutig nicht um Mathilde handelte, war es Mathilde.

Schließlich drang die Wahrheit in mein Herz, und im Nu verwandelte sich die Szenerie. Solange nämlich Mathilde die Bühne beherrscht hatte, mit jedem ihrer festen kleinen Schritte signalisierend, daß das öffentliche seine Grenze am Privatleben, daher auch der missionarische Auftrag des nicht mehr jungen Heilers seine Grenze an seinem Befinden hatte, war der Saal für mich leer. Als sich herausstellte, daß Mathilde – der Grund meines Hierseins und Angelpunkt all der Beweggründe, die mich hergetrieben hatten – fehlte, füllte er sich augenblicklich. Das Publikum trat in mein Gesichtsfeld, und bis in das Arrangement der Mäntel und Jacken hinein, die teils ängstlich anbehalten, teils über die Lehne gehängt, aber zumeist sorgfältig über die Knie gebreitet waren, redete alles zu mir.

Von der Bühne war der Zauber gewichen. Vorn war einfach nur vorn, da mochten die Adepten noch so sehr um Kulisse bemüht sein. Das lag nicht nur an der ganz persönlichen Enttäuschung, sondern war offenbar der Anfang der Therapie, Erleuchtung begann mit Ernüchterung. Wie sonst konnte es passieren, daß das Publikum zu einem Haufen verschmolz (ich mittendrin), voller Vertrauen auf die Hilfe, die sich vorn am Pult in der in eine häusliche Strickweste gehüllten Gestalt materialisierte.

Noch hatte der Meister sich nicht verwandelt. Noch gehörte er ihr, die Mathilde hätte sein können. Während er sich ein wenig die Beine vertrat, zu seinen Assistenten hinüberlächelte, zu ihr eine vertrauliche Bemerkung machte, auf die sie mit Ungeduld antwortete, während er also sein Leben vor uns ausbreitete, spürten wir pflichtschuldig dem Verlust des unsrigen nach.

Von seinem Vortrag habe ich nichts mitbekommen. Schon beim ersten Satz wußte ich, er redete nur. Seine Worte wurden zur tönenden Kulisse meiner ersten, überaus einsamen Begegnung mit den Tatsachen. Während die Sitzung voranschritt – und die Anzihsachen ihren muffigen Geruch verströmten und manch unwillkürlicher Seufzer die Stille durchschnitt –, begrub ich die Hoffnungen, die mich hergebracht hatten, und nahm in aller Form Abschied von Mathilde.

